

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Jg. 44.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 27. October 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern 4½ M.

XVI. Jahrg.

Glaube und Liebe.

Eine Geschichte aus alter Zeit.

Von Ernst Wichert.

(Schluß.)

Katharina lächelte ihm freundlich zu und drückte schwach seine Hand, entgegnete aber nichts. Es schnitt ihm in's Herz. Noch einen Tag ließ er hingehen, dann war sein Entschluß gefasst. Er zog den Sonntagsrock an, preßte den Hut tief auf die Stirn und ging nach dem Pfarrhause. Er mühete sich wohl, auf der Straße eine sichere Haltung zu zeigen, aber die ihm begegneten, meinten doch: wie geht der Mann so gebückt und zitternd am Stabe! Das macht sein häusliches Leid.

Dr. Mörlin ließ ihn in sein Arbeitszimmer ein. Auf dem Schreibtische stand ein Crucifix, und davor lag eine Bibel aufgeschlagen. Auf einem Blatte Papier hatte er eben geschrieben, denn die Tinte glänzte noch auf. Er deutete darauf mit der Feder und sagte höhnisch: „Das bricht ihm den Hals ganz und gar. Der Hochmuth hat ihn verblendet, gegen Philipp Melanchthon zu schreiben, der ihn doch glimpflich genug abgesertigt; er kann auch den gelindesten Tadel nicht ertragen. Nun wird der Herr Herzog wohl merken, was für eine Schlange er an seinem Busen gewärmt. Alle Facultäten erklären sich gegen ihn und verlangen Einheit der Lehre. Er ist wie ein gehetzter Wild; es fehlt nur noch, daß ihm Einer den Genickfang gebe. Dazu hab' ich schon angefecht.“

Den Rathsherrn durchfröstelte es. Was hatte er von diesem Manne zu hoffen? Gleichwohl sah er

Muth und begann: „Hochwürdigster Herr Doctor, ich zweifle nicht, daß es Eurer Gelehrsamkeit und Glaubensfestigkeit gelingen wird, den Gegner zu überwinden. Sehet aber hente gütigst an das Leid in meinem Hause und helfet mir zum Frieden mit meinem armen Kinde. Der Senzenmann steht schon an seinem Schmerzenslager und wartet auf den Tag der Ernte. Es ist Euch bekannt, wie ich habe als Vater hart sein müssen, um nach Eurem Gebote meine Christenpflicht zu erfüllen. Das aber habt Ihr wohl selbst nicht geahnt, daß die Trennung von dem Bräutigam der Braut so schweren Kummer bereiten würde. Zit aber doch so und fräßt an ihrem Herzen wie ein Geier, der täglich kommt, seine Nahrung zu holen, haft mit dem scharfen Schnabel in die Wunde und läßt sie nicht vernarben. Ich bitt' Euch flehentlich, wollet nicht meines lieben Mädchens Tod, sondern sänftigt Euren Zorn und übet christliches Verzeihen.“

Mörlin musterte ihn mit einem stammenden Blicke. „Was begehret Ihr von mir?“ herrschte er den Gast an. „Lasset doch hören.“

„Dah Ihr Euer strenges Wort zurücknehmt,“ antwortete Lüttken, „und mich ermächtigt, den Secretarius Christoph Emsdaler wissen zu lassen, Ihr werdet ihn nicht vom Altare verweisen, wenn er um den Ehezeugen bittet. Das allein kann meinem armen Kinde Leben und Gesundheit wiedergeben.“

„Ohne daß er seinen greulichen Irrthum widerruft?“ platzte der Dompfarrer heraus. Er legte Lüttken die breiten Hände auf die Schultern, schüttelte ihn und rief: „Mann, Mann! werdet nicht schwach, da Euch nun Gott würdigt, den Glauben zu bekennen! Wollet Ihr Christum verrathen, um einem liebestricken Mägdlein zur Hochzeit zu verhelfen? Was sind tausend

Tode gegen des Heilandes Blut und Wunden? Euer Kind sterbe in Gott, so ist's besser, als daß es in der Sünde wider ihn lebe.“

Dem Rathsherrn wankten die Knie. „O, kommt nur und sehet selbst, wie der junge Leib zerstört ist,“ flehte er. „Ihr werdet Euch gewiß erbarmen. Warum ginge ich Euch denn an, als weil ich von meinem Glauben nicht wanken will? Aber wie kann ich verlangen, daß ein Anderer den seinigen ändere, ohne überzeugt zu werden? Lasset dem jungen Manne Zeit zur Einsicht und bedenket —“

„Da ist nichts zu bedenken,“ unterbrach ihn Mörlin schroß. „Hebe Dich weg von mir, Satan, böser Verführer! Mich sollst Du nicht überwältigen.“ Er sank auf die Knie nieder und zog auch Lüttken zu sich hinab, hob seine Hände auf und sprach ein Gebet mit vielen Aufrufen Gottes, den schwergeprüften Mann nicht schwach werden zu lassen.

Als der Rathsherr das Haus verließ, war ihm gar weh zu Muthe. Noch tiefer beugte er das Haupt, und noch unsicherer sah er den Stock, der ihm jetzt wirklich eine Stütze sein mußte. Er sprach halblaut vor sich hin und schüttelte sich von Zeit zu Zeit, wie vor Frost. Er hatte gemeint, bei Mörlin keinen leichten Stand zu haben, aber für so unduldsam hatte er ihn doch nicht gehalten. Nicht ein Wort des Mitseides hatte er für ihn und sein Kind gehabt. Unbarmherzig forderte er das Opfer. „Ihm fehlt die Liebe,“ murmelte er, „die Liebe.“ Und nun war ihm Alles, was er gesprochen, ein tönendes Erz und eine Klingende Schelle. Er ging wieder zu Katharina, setzte sich an ihr Bett, streichelte ihre Hand und sagte: „Wenn ich gewußt hätte, daß es so kommen sollte... Ich bin so hart nicht, wie Du wohl denfst. Nur Dr. Mörlin!



Die Hungrigen. Von Heinrich Rettig. — Siehe Seite 191.

... Hätt' ich ihn früher so starr erkannt, wie jetzt, — das wäre nicht geschehen." Er erzählte, daß er bei ihm gewesen sei und um Nachsicht gebeten habe, und wie er abgewiesen worden. Nun habe er das Letzte versucht und wisse sich nicht weiter zu raten.

Katharina zog seine Hand an die Lippen und hauchte einen Kuß darauf. —

Zu derselben Zeit quälte sich auch Emsdaler mit finstern Gedanken, wie er seinem Schicksale eine enträgliche Wendung geben solle. Er hatte alle Lust am Leben verloren, hielt sich von jeder Höflichkeit fern und mied selbst den Umgang mit den alten Freunden. Seine amtlichen Geschäfte freilich besorgte er nach wie vor mit der größten Gewissenhaftigkeit. Es schien, daß ihm der Tag zu ihrer Erledigung nicht genug Stunden haben könnte. Freude aber hatte er auch an der Arbeit nicht; sie sollte ihm nur helfen, sein Herzleid in Vergessenheit zu bringen. Er wußte, daß Käthchen schwer erkrankt sei und nicht genesen könne. Daß er daran mit die Schuld trage, konnte er doch nicht von sich abwehren. Wenn er sich gefügt hätte, — zum Scheine wenigstens... Ja, zum Scheine! Das war's, was seine Ehrlichkeit anwiderte. Ein Bekenntnis aussprechen sollen, das er nicht als eine Wahrheit empfand! Gegen seine heilige Überzeugung... Aber handelte es sich denn wirklich um einen Glaubensatz, an dem das ewige Leben hing? War nicht auch Mörlin ein frommer Mann, ein eifriger Protestant, ein Schüler Luther's? Und hielt nicht auch Osiander das Leiden und Sterben Christi wert, wie Jener, nur daß er zu unserer Rechtfertigung den ganzen Christus in uns forderte: „er hange am Kreuze in Leiden oder sei im Tode oder in der Hölle, er sei erstanden, wandle bei seinen Jüngern oder fahre gen Himmel und sei zur Rechten Gottes?“ Einen so starken Beweis seiner Selbständigkeit er gegeben hatte, er kam sich unfrei vor. Wenn er nicht gerade hier in Preußen gewesen wäre, in Osiander's Nähe, des Herzogs Diener, — wie hätte ihn dieser Theologen-Streit so groß ansehn können? Und wenn er nun nicht mehr in Preußen wäre...

So reiste in diesen trüben Monaten ein Entschluß, der zuletzt so sicher feststand, daß nur noch die Zeit der Ausführung in Frage blieb. Eines Tages, als Emsdaler dem Vortrage der Oberräthe beim Herzoge beigewohnt hatte und nun noch der Unterschriften wegen allein bei demselben verweilte, sah er sich ein Herz und sagte: „Ew. Fürstliche Durchlaucht wollen gnädigst gestatten, daß ich nun auch noch ein gehorhamites Gesuch für mich selbst anbringe. Mag es Ew. Fürstlichen Durchlaucht gefallen, mich huldvoll darauf zu bescheiden, so leicht sich auch der Verdacht des Undankes gegen mich richten könnte.“

Da der Herzog, mit etwas verwundertem Gesichte freilich, nickte, fuhr er fort: „Gnädigster Herr, ich bin wahrlich kein Unanbarer, und hatte gehofft, Ew. Fürstlichen Durchlaucht das mit ganzer Anstrengung meines Fleisches und treuester Ergebenheit beweisen zu können. Aber es treibt mich nun von hier fort um merklicher Ursachen willen, die ja auch Ew. Fürstlichen Durchlaucht zum Theile wohlbekannt sind, daß ich anderwärts Ruhe finde und mich mit meinem Herzen ganz frei berathen mag, es weise mich nun diese Straße oder jene. Hab' ich die Braut verloren, das hätt' ich vielleicht nicht so schwer getragen, aus Liebe zu meinem gnädigen Herrn, dessen Dienst ich mich zugeschworen. Nun aber hat die Lösung dieses Bündnisses gar traurige Folgen für die liebe Jungfrau gehabt, die ohne jenes Befürchtet längst hätte mein Weib sein können. Wie ich glaubhaft versichert worden bin, geht ihr der Kummer über die Trennung an's Leben. So fühle ich nun mein Gewissen arg beschwert, daß mein Stolz und meine Dienstwilligkeit die Schuld tragen sollen an dem Verderben dieses jungen und schönen Leibes, da doch die Hoffnung eines Ausgleiches übrig bliebe, wenn ich auf Amt und Freundschaft nicht Rücksicht zu nehmen, sondern mich nur mit meinem Gott zu berathen hätte. Und so bitte ich denn Ew. Fürstlichen Durchlaucht, — mit schwerem Herzen allerdings, aber doch wohl überlegt, — um baldigen Abschied.“

Der Herzog hatte sich in den Stuhl zurückgesetzt und strich mit der Hand den langen Kinnbart. Er sah nicht erzürnt, aber sehr nachdenklich aus, senkte und antwortete, ohne die müden Augenlider zu heben: „Ja, ja, es ist so, wie Ihr's sagt. Ich hab's an Aurisaber erfahren, und es hat mich schon schwer beeinträchtigt. Hättet Ihr Euch damals zu Mörlin gewendet, es wär' Euch von meiner Seite nicht so arg verdacht worden. Jetzt freilich sehe ich wohl, daß Ihr hier nicht einen Schritt entgegen thun könnt, ohne des schmählichsten Absalles verdächtigt zu werden. Ich fürchte nur, Ihr nützt Euch wenig, wenn Ihr geht. Denn wie ich Euch kenne, seid Ihr kein leicht biegjames Rohr. Drüber aber wird man volle Unterwerfung fordern.“

„Es kann so sein, gnädigster Herr,“ sagte der Secretarius, „aber ich habe dann das Meinige geham-

das Hinderniß fortzuräumen. Sollt' es gleichwohl nicht gelingen, so bin ich wenigstens fern, wenn das Traurige sich ereignet, das ich doch nicht abwenden kann, ohne mich schuldig zu machen gegen Gott. An diesem Orte wird es mich nimmermehr leiden. Darum wend' ich mich an Ew. Fürstliche Gnaden mit dieser Bitte, mich entlassen und, wenn es sein kann, nach Ansbach oder an einen anderen Hof empfehlen zu wollen, damit ich nicht brodlos bleibe und in Ehren meine Werbung wiederholen mag.“

Herzog Albrecht verhielt sich einige Minuten lang schweigend. Er hatte sich vorgebeugt und die Stirn auf die Hand gestützt. „Ihr habt mir treu und zuverlässig gedient,“ sagte er dann, aufblickend, „und müßt' ich Euch einem Anderen gönnen, könnt' ich Euch das Zeugniß meiner Zufriedenheit nicht vorenthalten. Aber ich müsse Euch ungern. Es dienen mir Viele, die den Mantel nach dem Winde tragen. Was ein treuer Mensch werth ist, — zumal in dieser Zeit und in diesem Lande, — weiß ich zu schätzen. Verlanget daher nicht sofort Antwort, sondern lasset mir drei Tage zum Besinnen. Kann ich Euch dann nicht halten, so will ich Euch auch nicht aufhalten.“

Er stand auf, reichte Emsdaler die Hand zum Kuß und entfernte sich nach den Gemächern seiner Frau hin, ihm das Zusammenpacken der Papiere überlassend.

Nicht gering war die freudige Verwunderung, als am nächsten Vormittage aus der mit dem fürstlichen Wappen geschmückten Sänfte, welche sich vom Schlosse her nach der Stadt Kneiphof bewegte, vor dem Lüttken'schen Hause die junge Herzogin austieg. Sie war des kalten Wintertages wegen ganz in köstliches Pelzwerk gehüllt, das Hochzeitsgeschenk des polnischen Königs, und trug ein Körbchen mit Früchten am Arme, wie sie zu dieser Zeit nur in der fürstlichen Vorrauthammer anzutreffen sein konnten. Frau Gottliebe Zimmermann eilte ihr vor die Haustür entgegen, an der sich rasch allerhand neugieriges Volk gesammelt hatte. Sie habe gehört, sagte die Herzogin, daß des Rathsherrn einziges Töchterlein schwer frank darniederliege, und wollte ihr eine Erfrischung bringen, deren Wohlthat sich schon an sich selbst erprobte habe. Ob sie vor das Bett der Kranken gelassen werden könne? „O, welche huldvolle Herablassung, welche himmlische Güte!“ rief Frau Gottliebe ein Mal über das andere, läßte den Zobelbesatz des Mantels und trippelte ungeschlüssig hin und her, was sie zunächst beginnen oder lassen solle. Aus ihren wirren Reden merkte die Herzogin Anna Maria wohl, die Überraschung könnte der Kranken schaden. Deshalb sagte sie lächelnd: „Es ist am besten, Ihr meldet mich nicht erst, sondern nehmt mich gleich mit Euch hinein. Es bedarf dann zu meinem Empfange gar keiner aufregenden Vorbereitung.“ Sie warf auch gleich den Pelz ab, hielt eine kleine Weile die Hände an den Ofen und ging dann auf die Kammerthür zu.

Fran Gottliebe öffnete und rief hinein: „Eine sehr vornehme Dame, liebes Käthchen, die Dir eine Erquicklichkeit bringt. Erfreut nur nicht, — die Frau Herzogin selbst.“

„Da ist's nun doch heraus,“ sagte dieselbe, sich dem Bett mit langsamem Schritte nähernd. „Es ist gar nichts zu erschrecken, mein liebes Kind. Nicht zum ersten Male gehe ich zu einer Kranken, ihr etwas von meinem Überfluß zu bringen. Diese Früchte kommen aus Italien. Sie sind süß und voll köstlichen Saftes; eine heitere Sonne hat sie gereift, als die unsere.“

Sie stellte das Körbchen auf die Decke, die Katharina eiligst glatt ausgezogen hatte, und reichte ihr die Hand. Dann setzte sie sich auf den Stuhl am Kopfende und erkundigte sich theilnehmend, wie es der Kranken ergehe. Sie erinnerte sich, daß Käthchen ihr bei ihrem Einzuge mit anderen Rathstöchtern zusammen einen Blumenstrauß überreicht und ein Verslein gesprochen hatte. Das that der Kranken wohl. Sie richtete den Kopf auf, und es war, als ob ein leichtes Roth ihre Wangen überflog. „Aber daß Ihr nun so gütig seid, gnädigste Frau Herzogin,“ sagte sie leise, „was hat das zu bedeuten? Ich träumte diese Nacht von Euch.“

Sie nahm eine von den Früchten und sog ihren erfrischenden Duft ein. Die Herzogin öffnete eine andere und reichte ihr die zarten Scheiben zu. „Esset nur,“ bat sie, „und habt gute Zuversicht, daß Ihr davon gesundet.“

„Wie Gott will,“ antwortete die Kranken.

„Ihr dürft nur nicht die Hoffnung aufgeben,“ fuhr die Herzogin fort. „Es sind drei Anter, die unser Lebensschiff im Sturme halten: Glaube, Liebe und Hoffnung. Der Glaube mag schwach werden und die Liebe versagen, aber die Hoffnung darf nicht von uns weichen. Sie ist wie die Sonne, die hinter schwarzem Gewölbe steht: wir sehen sie nicht, aber wir wissen, daß sie scheint, und daß ein Windhauch alles Gewöll verjagen kann.“

„Jetzt eben sehe ich sie,“ sagte Katharina, die Herzogin mit einem recht innigen Blicke betrachtend.

Das schien der hohen Frau zu gefallen. Sie beugte sich über das Bett und flüsterte ihr zu: „Ich hoffe, sie soll Euch bald viel wärmer anlachen. Wisset, daß Ihr noch unverändert geliebt werdet. Zwar darf ich Euch keinen Kuß bringen, aber es ist des Herrn Herzog's Auftrag, in dem ich Euch dies heimlich melde.“

Nun spannten sich alle Muskeln des hageren Gesichtchens, und die Augen öffneten sich so weit, daß es fast schreckhaft anzusehen war. So unvermuthet war ihr noch nichts im Leben vorgekommen. Die Lippen bewegten sich wohl, aber sie brachten keinen Laut hervor. Sie faltete die Hände und sah unverwandt die Herzogin an, erst ganz Staunen, dann ganz Verklärung und zuletzt wieder fragend, ob das Rätsel folle gelöst werden.

Die Herzogin nickte ihr freundlich zu. „Es ist nur die Hoffnung, auf die ich Euch verweise,“ sagte sie, „aber ich zweifle nicht an ihrer Heilkraft. Berichtet Eurem Vater, daß der Herzog ihn zu sprechen wünscht!“ Mit diesen Worten erhob sie sich, um rasch Abschied zu nehmen und sich zu entfernen.

Lüttken kam gerade vom Rathhouse zurück, als sie in die Sänfte gestiegen war. Er wunderte sich nicht wenig über den Auflauf vor seiner Treppe. Als er aber von Frau Gottliebe erfuhr, was geschehen war, erklärte er sogleich, er müsse morgen früh auf's Schloß gehen, sich für den gnädigen Besuch zu bedanken. Sein Käthchen fand er ganz froh gelautet. „Ach, lieber, lieber Vater,“ bat sie, „versäumt den Herrn Herzog nicht; er hat's gewiß gut mit uns im Sinne.“ Nun wurde er freilich stutzig und frauste die Stirn: es schien etwas im Werte zu sein, wozu sich im Vorans nicht Stellung nehmen ließ. Aber das Bedenken schwand bald. Er wolle sich jedenfalls dankbar beweisen, meinte er; habe der Herr Herzog ihm dann noch etwas zu sagen, so könne er ja hören, was es sei.

Am anderen Tage ging er denn auch wirklich auf's Schloß und meldete sich bei der Frau Herzogin. Er wurde aber zum Herrn Herzog geführt, der seine Gemahlin mit Hauspflichten entschuldigte, aber ihr den Dank auszurichten versprach. „Es freut mich, daß Ihr gekommen seid,“ sagte er dann; „so kann ich mir nun auch etwas vom Herzen reden, daß mich lange bedrückt. Will's auch ohne Rückhalt und Umschweif gleich vorbringen. Ich weiß, daß Ihr meinem Mathe Christoph Emsdaler Eurer Tochter Hand zugesagt hattet, dann aber des leidigen Streites wegen zurückgetreten seid, der auf den Tanzeln entbrannt und in die Familien fortgesetzt worden ist. Er hat hier ein starkes Liebesband zerrissen und zwei blutende Herzen zurückgelassen. Wär's denn so gar undentbar, daß sie sich wieder vereinigen, wenn ich selbst Fürsprach bei Euch hielte?“

Lüttken sah zur Erde. „Gnädigster Herr,“ antwortete er, „Emsdaler kann keinen besseren und mächtigeren Fürsprecher haben, als Ew. Fürstlichen Durchlaucht, einen Einzigsten vielleicht ausgenommen, — und der bin ich selbst. Mein Kind jammert mich, und ich verhülle ihm gern zu seinem Glücke. Aber vergeblich hab' ich bei Dr. Mörlin schon angefragt, ob er von seiner Strenge nachlassen wolle. Er ist eisenhart. So weiß ich nun nicht, wie ich seinen Widerstand überwinde, kann auch nicht der Meinung sein, daß es Ew. Fürstlichen Durchlaucht gelingen möchte. Daß aber Euer Secretarius sich zu dem Bekenntnisse versteht, das von ihm verlangt wird, darf ich ebenso wenig hoffen.“

„Ihr mögt Recht haben,“ entgegnete der Herzog. „Aber sind unsere Gewissen denn wirklich gebunden an dieses oder jenes Predigers Wort, da wir uns doch befreit haben vom Glaubenszwange der Kirche? Wie mag sich ein sündiger Mensch vermeissen, allein die Wahrheit zu haben, die doch nur bei Gott ist? Er heiße Mörlin oder Osiander. Seht, ich selbst bin ja ein irrender, aber redlich suchender Mensch und habe beider Theile Meinung ohne Vorurtheil erforscht und viele gelehrt Männer befragt, was das Rechte sei. Und am Ende steht's doch keiner in mich hinein, daß es nun darin bleibe, es finde denn in mir selbst haltbaren Boden. So habe ich dem fleißig gebetet, Gott wolle mich erlennen und aus dieser Unsicherheit ziehen, daß ich mit mir selbst eins würde, könnt' ich auch keinem in Allem beitreten. Und also vorbereitet und durch Enthaltung leiblicher Speise gesammelt, hab' ich mich hingekehrt und mein Bekenntnis aufgeschrieben, wie viel ich aus dem Streite der Lehrer von der Rechtfertigung für mich selbst als wahr annehmen könne, und ist darin Mörlin's und Osiander's Meinung gleich vertreten und durch Abstoßung der scharfen und harten Ecken und Kanter in eins gebracht. Das mag nicht nach der Theologen Verstande sein, will mir aber für einen ungelehrten Christenmenschen recht verständlich und überzeugend scheinen. So es Euch gefällt, will ich Euch das Schriftlein lesen. Sagt dann offen und ohne Scheu, was Ihr davon haltet.“

Er trat an sein Lesepult in der Nähe des Fensters, schlug die Postille auf, deren Deckel mit vielen

in's Leder gepreßten Figuren und silbernen Spangen verziert war, und nahm ein lose eingelegtes Blatt heraus, das ganz beschrieben war. Lüttken mußte neben ihm niederzugen, und er las nun mit lauter und klarer Stimme das in Form eines Gebetes abgefaßte Bekenntnis, oft zwischenein leisend und den Blick zum Himmel aufrichtend, zuletzt aber ganz freudig, mit heiterem Gesicht. „Gott gebe uns hierin den Frieden.“ schloß er.

„Amen!“ rief der Rathsherr, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und oft mit dem Kopfe genickt oder mit der Hand leise auf's Knie geschlagen hatte. „Von Herzen dank' ich Ew. Fürstlichen Durchlaucht für dieses Seelen-Labysal. Wort für Wort will ich dieses Bekenntnis unterschreiben als das meinige, und deucht mich, daß Mörlin ein rechter Wortschauder und Verheyer sein mußte, wenn er's nicht wollte gelten lassen. Gerade wie Ihr, gnädigster Herr, versteht' ich Luther's Katechismus, und ist Osiander's Meinung dabei, so soll mich das eher freuen als verdrießen.“

„So versteht ihn Christoph Emsdaler auch.“ sagte der Herzog, „und will sich zu meiner Schrift gleichfalls Wort für Wort bekennen. Seid Ihr beide also nicht im Glauben eins, und hindert Euch irgend etwas, wieder so gute Freunde zu werden, als Ihr's je gewesen seid?“

Das überraschte Lüttken nun doch. Er spannte die Augenbrauen hoch auf und zog an seinem Leibgurte, als ob er ihm zu enge würde. Der Herzog aber ging nach der Thür, öffnete sie und wünschte hinaus. „Nun beweiset mir ein friedfertig Gemüth,“ sagte er, zurückkehrend, „und ein väterlich Herz.“

Bald darauf erschien Emsdaler auf der Schwelle, sah verwundert den Herzog und seinen Gast an und wagte sich nicht in's Zimmer hinein. „Tretet nur näher,“ rief ihm der hohe Herr freundlich zu, „und gebt meinen Worten Bestätigung. Das Gebet, das ich Euch gestern lesen ließ, ist es Euch nicht genehm?“

„Von ganzem Herzen,“ antwortete der Secretarius.

„So sejet Beide Eure Namensunterschrift darunter,“ fuhr der Herzog fort, „es ist ein Friedens-Instrument. Ist's nicht so?“ Er wandte sich mit dieser Frage an den Rathsherrn, der noch unbeweglich stand, außer daß er dem jungen Manne das Gesicht zugewendet hatte, sah seine Schulter und schob ihn ein wenig herum, zugleich Emsdaler heranwinkend. Und nun, wie mit einem Schlag, hoben sich vier Arme. Die beiden Männer schritten rasch vor und sanken einander an die Brust.

Herzog Albrecht trat hinzu, legte die Hände auf sie und sagte: „So ist's recht, und daran hat Gott sicher ein Wohlgesessen. Nun aber sorgt vereint, daß Euer Kathrinle bald geneße. Und wenn's so weit ist, so thut mir meldung, denn die Herzogin und ich, wir wollen selbst Trauzeugen sein. Weil's aber doch in meiner Macht nicht liegt, Mörlin eine Handlung zu gebieten, die er Kraft seines Amtes versagt, und Osiander ungern vom Brautvater angegangen werden mag, so lad' ich Euch in meine Schloßkirche ein und will meinen Hofprediger ersuchen, das Paar mit freundlichen und friedlichen Worten zusammenzugeben, des Glaubensstreites aber nicht zu erwähnen. Seid Ihr damit zufrieden?“

Beide dankten ihm für sein huldvolles Erbieten. „Und nun begleitet mich nur gleich,“ wendete der Rathsherr sich zu Emsdaler, „so ist's in Einem abgemacht, und hinternach weiter kein Maulgesperre!“

Zu Hause angelangt, bat er Emsdaler, sich ein wenig im Flur zu verweilen, bis er vorgesorgt haben werde, daß „der Schreck nicht schade“. Im großen Zimmer kam ihm aber schon Frau Gottliebe sehr aufgeregt entgegen und zischte: „Denkt Euch, es ist in Eurer Abwesenheit ein rechtes Wunder geschehen. Das Kathrinden ist aufgestanden und hat ihr Haar geslochten und ihr bestes Kleid anzuziehen verlangt, just dasselbe, das sie am vorigen Oster-Sonntage getragen hat, da sie zum letzten Male mit —“

Sie sprach nicht zu Ende, sondern hustete in die Hand. Draußen aber räusperte sich Jemand, der durch die offene Thür Alles gehört haben möchte. „Ei, wie ist mir denn?“ bemerkte sie hinhorchend. Der Rathsherr aber trat in die Krankenstube und sah wirklich Katharina in einem Lehnsstuhle am Bettel sitzen, wie zu einem Festtage geputzt. Zwei von den schönen, goldgelben Früchten der Herzogin hatte sie im Schoße und ließ sie spielend über die Hände laufen.

Als der Alte verwundert stehen blieb, blickte sie ihn fragend an und sagte: „Bringst Du ihn mir mit?“

„Wen?“ rief er ganz verwirrt.

Sie senkte die Augen. „Ach, es kann doch nur einer gemeint sein.“

„Aber wie kommst Du wissen, Kind —“

„Er ist da,“ schrie sie mit einem Freudenlaut auf, „er ist wirklich da! O, mein lieber, guter Vater.“ Sie erhob sich im Stuhle und wollte ihm entgegen, sank aber nach wenigen Schritten ohnmächtig zusammen.

Als sie wieder zu sich kam, hielt Christoph Emsdaler sie im Arme, küßte ihre Augen und Lippen und flüsterte ihr zu: „Still nur, — ganz still! Wir bleiben nun bei einander für Zeit und Ewigkeit.“

Es gab in diesem Jahre einen sonnigen, milden März, und im April trieben die Bäume schon Knospen. Ein rechtes Krankenwetter war's. Ob's aber ihm zu danken war, daß Käthchen von Tag zu Tag mehr gesundete und bald wieder rothe Wanglein hatte, oder des Herzogs Leibarzt, Aurisaber, der nun den Freund begleite, aber immer beruhigte: eine Medicin sei gar nicht erforderlich, — oder keinem von ihnen, das mag dahingestellt bleiben.

So viel ist ganz sicher, daß am Sonntage nach Ostern die große herzogliche Kutsche, mit vier starken Pferden bespannt, durch die Straßen polterte, um das Brautpaar nach der Schloßkirche abzuholen. Und nicht minder läßt sich verbürgen, daß am Altare, als der Hofs prediger den Segen gab, neben dem Rathsherrn Ambrosius Lüttken und Frau Gottliebe Zimmermann der Herr Herzog und die Frau Herzogin standen und aus bewegtem Herzen ihr „Amen“ sprachen.

Nacherst verboten.

Im Express-Zuge.

Eine Phantasie von Olga Wohlbrück.

Sie habe ich sie geträumt oder erlebt, jene seltsame Begegnung, die sich bei aller Flüchtigkeit meinem Gedächtnisse so scharf eingeprägt, und der ich die nachfolgenden Zeilen widme?

Es war Hochsommer, und die Höhe in dem geschlossen und verhangenen Coupé des Express-Zuges, der mich von Paris nach Berlin bringen sollte, unerträglich. Ich befand mich bereits auf deutschem Boden und saß ganz allein da, als plötzlich auf einer Station die Waggonthür aufgerissen und eine Dame hereingehoben wurde, die sich sofort unwillig an den Conduiteur, der ihre Reisetasche hielt, mit den Worten wandte: „O, ich hoffe die Einsamkeit, um des Himmels willen, ein anderes Coupé!“

„Zu spät, zu spät, wir fahren gleich weiter!“ brummte der Conduiteur, warf die elegante Tasche auf den Sitz und schlug die Thür zu.

Zu nächsten Augenblicke wurde abgeläutet und der Zug setzte sich in Bewegung. Ich warf einen neugierigen Blick auf die Unbekannte, deren mich völlig ignorante Neugier nicht allzu liebenswürdig klang. Es war ein merkwürdig zierliches, vilantes Personchen, das erkannte man trotz des langen Schleiers und des weiten Ullsters, die Kopf und Gestalt umhüllten. Raum hatte sie sich vom ersten Schredt über das sonst leere Coupé erholt, so entnahm sie ihrem entzündenden Reise-Necessaire einen kleinen Pulversator und verspritzte mit der größten Ungeniertheit ein Parfüm, dessen Krauter, erotischer Name mir entfallen, dem zufolge aber die trostlose Stille ein feuchtes, angenehmes Aroma annahm; darauf warf sie ihren rothen Spitzenstirn mit dem endlos langen Stoße, der ihr bis fast unter die Schultern reichte, in das Netz, entledigte sich ihres Hutes und Ullsters und erschien mir nun, wie sie sich in dem knapp anliegenden, raffiniert-einfachen Reiseanzuge anmutig und lebhaft hin und her bewegte, jünger und mädchenhafter, als es sich mit ihrem sicheren Auftreten vereinbaren ließ, denn, nachdem sie ein Buch aufgeschlagen auf den Schoß gelegt und die Füße weit von sich gestreift, sodaß ich die zierlichsten Stiefeletchen zu sehen bekam, die man sich nur vorzustellen vermag, ergriff sie ihre mit sehr langem Griffie verfehlte Vignette und fixierte mich lächelnd mit der liebenswürdigsten Unverschämtheit. „Wenn Sie mich noch genauer betrachten wollen, können Sie sich ja mir gegenüber setzen!“ bemerkte ich halb ärgerlich, halb belustigt.

„O, mit Vergnügen,“ antwortete sie, durchaus nicht beleidigt und rutschte bis an's Ende der Bank. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich eben über den Conduiteur geärgert habe,“ fuhr sie fort und tippte mit der Vignette auf das nun zusammengeschlagene Buch. Ich warf einen Blick auf den Titel; es war eine französische Übersetzung der Satiren von Salomon. Sie fing meinen Blick auf und lächelte. „Ich plaudere eigentlich viel lieber, als daß ich lese, und je mehr Menschen um mich herum, desto lieber ist es mir. Der Conduiteur muß wohl gedacht haben, daß ich die allgemeine Scheu vor Reisegesellschafttheile, als er mich hier hereingehoben — oder ist diesmal die Strecke überhaupt wenig befahren?“ fragte sie und sah mich nachdenklich an.

„Sie haben diese Route öfter gemacht?“ fragte ich.

„Diese und gar manche andere,“ lachte sie.

„Also ein weitgereistes Fräulein?“ bemerkte ich.

„Ein weitgereistes Fräulein,“ bestätigte sie und lachte dabei so ausgelassen, daß ihr eine Welle von dem rothen Haar (oder war es nur rot gefärbt?) über die Schläfe fiel.

„Das ist selten in Ihrem Alter, Sie sind ja noch so jung!“ meinte ich.

„Jung?“ Sie blickte überrascht auf und funkelte mich mit ihren in allen Farben spielenden Augen an. „Nun, eigentlich haben Sie Recht: La femme n'a que l'âge qu'elle paraît avoir, folglich bin ich jung,“ schloß sie und lehnte sich, mich belustigt aus ihrer Ecke anblinzeln, zurück.

Ich fixierte sie. War es optische Täuschung oder sah ich wirklich plötzlich statt des sammetweichen Gesichts eines achtzehnjährigen Mädchens das zusammengefumpte Antlitz eines alten Weibleins, in dessen Pergamenthaut tanzende von kleinen Fältchen eingegraben waren? Ich fuhr mit der Hand über die Stirne und blickte mein Gegenüber dann nochmals scharf an; aber wieder schillerten mich die gefärbten Augenblätter belustigt an, und die blendend weißen, spitzen Mäusezähnchen schnabberten drollig an den carminroten Lippen.

„Sie sind natürlich Pariserin, das brauche ich gar nicht zu fragen,“ sagte ich nach einer kurzen Pause, da mich die kleine Person zu interessieren anfangt.

„Wenigstens gelte ich stets dafür,“ antwortete sie, indem sie einem faulässigen Cigaretten-Eudi eine türkische Cigarette entnahm, „in Wirklichkeit bin ich jedoch ein wenig von überall.

Ich reise alljährlich hinüber nach Amerika und halte mich in allen europäischen Ländern auf, wenigstens in den Hauptstädten derselben; denn vor der Provinz sehe Sie, habe ich einen Horreut. Ich habe dasselbe Vorurteil gegen sie, als sie gegen mich hegt. In kleinen Städten, zum Beispiel, genügt schon die geringste Sympathie für mich, um das Misstrauen des Spießbürgers zu erweichen. Sie bliden mich erstaunt, fast erschrockt an und befürchten vielleicht, daß es mit mir und meinem Rüste nicht am besten besteht — mein Gott! ich will mich gar nicht besser machen, als ich bin. Ein großer Poet, der für unsere Zeit freilich etwas antiquiert ist, behauptet, daß die beste Frau diejenige sei, von der man am wenigsten spreche. Zu den besten zähle ich also nicht, denn gerade von mir wird am meisten gesprochen.“

„Dann sind Sie gewiß eine Künstlerin, wohl gar eine Schauspielerin, denn mit diesen besaß sich das Publicum ja am meisten!“

Ich war überzeugt, richtig gerathen zu haben, — sie aber sah mich mit leidlich lächelnd an, tränfelte verächtlich die Oberlippe und hob das kleine Köpfchen stolz in die Höhe.

„Ich leugne es nicht, daß mir die meisten Künstlerinnen, berühmte und unberühmte, ihre Hauptrolle verdanken, ich aber, vor der sich wirkliche Prinzessinen beugen, stehe über allen Bühnengrößen. Mir wird nicht nur oberflächlich gehuldigt, mir werden die größten Opfer gebracht; ich gewinne im Handumdrehen, oft durch mein bloßes Erscheinen, eine unbedeutbare Macht, gestalte nicht selten das äußere wie innere Leben der Leute und schmeichele manchmal sogar dem Geizigsten unter ihnen die größten Summen ab...“

Sie hielt inne und stöhnte die Worte ihrer Cigarette ab.

Trotzdem nicht ein Wort über ihre Lippen gekommen, daß frivol oder gar indecent gewesen, so brachte mich doch die allzu freie Redeweise, die Ungehörigkeit des Auftretens, das rothe Haar und die unnatürlich frische Färbung der Lippen auf die Idee, daß ich es mit irgend einer berühmten oder berüchtigten Abenteuerin zu thun hätte. Und als sie nun gar während des Aufenthaltes auf einer Station auf einen verlebt ausschendeten Herrn weisend, der in gedenkbarer Eleganz auf dem Perron herumtrippelte, austieß:

„Hier seien Sie gleich jemand, der mir Tauende und Übertauende zu opfern pflegt.“ — da drückte ich mich verächtlich, um nicht zu sagen, moralisch entrüstet, in die Coupé-Ecke und sagte zu mir selbst:

„Kann ich das Rätsel gelöst, sie ist nichts anderes als —“

„Eine Abenteuerin bin ich auch nicht, daß Sie's nur wissen,“ rief sie schelmisch, als wollte sie meinen unausgesprochenen Verdacht widerlegen. „Uebrigens verfüle ich Ihnen Ihre ungünstige Meinung durchaus nicht,“ beeilte sie sich, mich zu beruhigen. „Eine junge Frau, die allein reist, sein degradirtes altes Kleid als Reise-Kostüm benutzt und nicht einige Dutzend Schachteln und Padete mit sich schleppt, — muß ja verdächtig erscheinen. Glücklicherweise bin ich nicht ganz unbekannt und werde außer in Paris gerade in Wien und in dem sich so mächtig entwickelnden Berlin, wo wir ja sogleich ankommen, gewürdigt.“

„Sie sind also auch mit der Berliner Gesellschaft gut vertraut?“ fragte ich schon etwas beruhigter.

„Gewiß, ich zweifle auch gar nicht daran, daß wir in Berlin viele gemeinsame Bekannte haben,“ sagte sie und sah mich dabei eigenhümlich lächelnd an. „So erinnere ich mich zum Beispiel, Ihnen in der Potsdamerstraße Nr. 38 begegnet zu sein!“

„Am Redactions-Bureau? dann habe ich wohl eine Schriftstellerin vor mir?“ rief ich erfreut und schüttete mich schon an, meiner reizenden Collegin die Hand zu drücken.

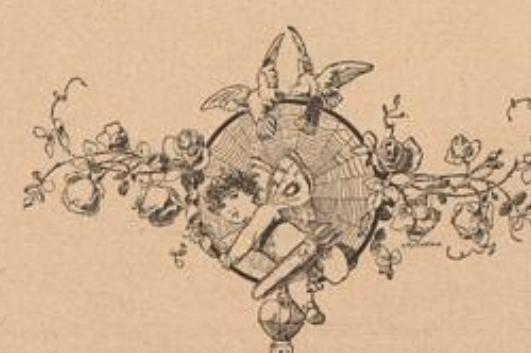
„O nein, sehe ich denn so aus?“ entgegnete das elegante Personchen mit selbstgefälligem Lächeln. „Rein, geben Sie sich lieber keine Mühe, — Sie dürften schwerlich errathen wer ich bin. Wollen Sie es aber durchaus erfahren, so schildern Sie mich nur bei Ihrem nächsten Besuch der galanten Redaction, die sich mit mir so eingehend beschäftigt, und die sie wird Ihnen bestätigen, daß ich weder eine Theater-Prinzessin, noch eine Abenteuerin oder gar eine Schriftstellerin bin, sondern — die Mode“ . . .

Nacherst verboten.

Der Gesundbrunnen.

Aus Mazzatini's „Canti popolari umbri“, deutsch von Xanthippus.

Ein Brunnen ward in Rom gefunden,
Aus dreizehn Röhrlein thut er fließen.
Die von ihm trinken, die gesunden,
Die Kranken all, die sein genießen . . .
An seinen Flüssen wollt' ich weisen,
Doch sie mein Siechthum möchten heilen . . .
Ich trank und trank — für Liebeswunden,
Das Wasser ist noch nicht gesunden.



Rauchern verboten.



Eine kostümgeschichtliche Studie
von
August von Heyden.

Mit fünfzehn Abbildungen
nach Originalen von B. Lachdorff,
A. von Heyden und nach alten
Kupferstichen.

Warum nur die Thorheit der Menschen diese selbst lebhafter und allgemeiner interessirt, als das Vernünftige, von dem doch auch täglich ein gutes Theil geschieht, so frage ich mich, als ich in Wien die Wachtparade unter den Klängen des Gigerl-Märchens aufziehen sah, als ich die Bilder dieser Gedanken in allen Schauspielen fand und sie mir am Abend im Prater in so und so vielen wissigen und wißlosen Couplets von Neuem begegneten. Ich hatte die persönliche Bekanntheit dieser Giga*) bereits gemacht, wie sie sich auf den knappen Stühlen der Cafés am Kärntnertring in Permanentz erklären, ihre Beine mit aufgestreiften Hosen über einander schlagend, dem Vorübergehenden die spitzen Sohlen ihrer unformlichen Schuhe zeigen. Das Monocle im Auge, glohen sie mit dummem, blödem Ausdrucke, der durch die in's Gesicht gefäumten Haare und den in den Nacken gedrückten kleinen Hut vermehrt wird, über ihre Zeitung, die sie nie wirklich lesen. Geht eine Dame vorüber, der sie die Ehre der Beachtung gönnen, freilich eine Ehre von etwas zweifelhaftem Werthe, so ziehen sie die Mundwinkel in die Höhe und streichen den geschmacklos geschnittenen Bart.

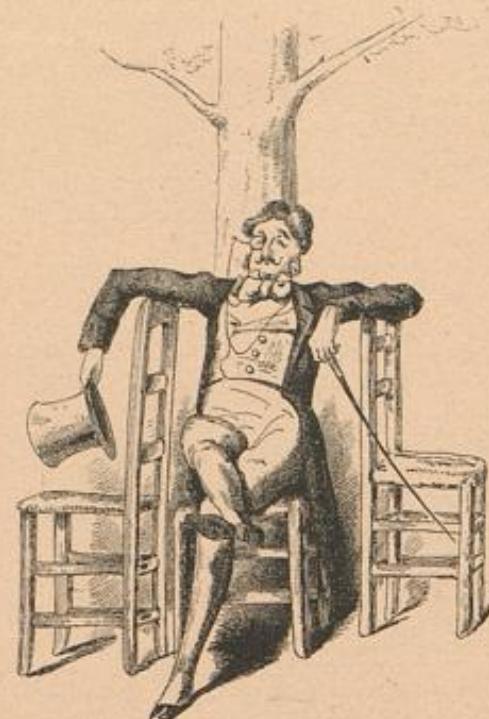
*) Die Ableitung des Wortes Giga, entweder von Ged—Gedr oder Godel, Hahn, will ich nicht versuchen.



Ernst Diomed Adinolf Freiherr von Schivelbein, eleganter Lebewohl, Ehren-Präsident des „Vereins zur Förderung guten Geschmackes in den unteren Volksklassen“ u. v. vollendeter Cavalier, jeder Zoll ein Baron, für den Bürgerlichen unnahbar.

Vielleicht erhebt sich auch der Giga und folgt mit schlotterndem Gang dem schönen Magnete, bis ein Gleichgesinnter ihn mit einem langgezogenen „Servus“ begrüßt und, den Ellbogen bis zur Schulterhöhe hebend, die Hand rückt.

Ich muß bekennen, daß ich mich anfang, für diese Gedanken zu interessiren, weil sie so unglaublich lächerlich und erheiternd wirkt. Zu meinem Troste wußte ich ja, daß es schon Leuten meines Schlages ebenso gegangen sei. Der Zufall führte mir zudem eine ganze Anzahl allerliebster Zeichnungen des Wiener Gigerlthums zu, die in beifolgenden Holzschnitten mit den kurzen Erklärungen des kunstübenden Freundes der Ergötzlichkeit unserer Leserinnen nicht vorenthalten werden sollen. Mit der Beantwortung der eingehends aufgestellten



Achilles Freiherr von Pampusen, Senior und Chef dieser alten und weitverzweigten Familie. Gedacht ist auf die Güter — seiner Freunde zurückzusehen, um dort standesgemäß zu leben. Sein Einfluß auf den jungen Nachwuchs der Gesellschaft ist überall ein nachhaltiger und fruchtbringender.

Frage aber kam ich zu Resultaten, welche, da ich nun eben selbst so viel Interesse für diese Thorheit gewonnen hatte, aus Vorsicht und verzeihlicher Eigenliebe verschweigen will. Mit der Lösung psychologischer Probleme ist's bei mir ohnehin nie weit her gewesen.

Aber ich fragte mich: ist der Giga mit seinem, die ganze Figur verzerrenden Anzuge, dem überhohen Halskragen, der dem Kopfe jede vernünftige Bewegung raubt, mit seinem zu



Chevalier de St. Agathe, Seebad-Giga, trefflicher Rüderer, amüsantestes Gesellschaftsmitglied, Hochstapler.

kurzen oder zu langen Rock, den engen Kermelchen, den Handschuhen entweder im Hosenaufschlage oder auf dem Hute oder sonst wo, aber jedenfalls immer da, wo sie nicht hingehören, zwar jedenfalls ein Ged, aber ein Stutzer im gewöhnlichen Sinne des Wortes? Der Stutzer will schön sein, will sich vortheilhaft anscheinnen. Das aber kann beim Giga nicht der Fall sein; so verbündet ist doch sein Auge, daß es solche Verzerrungen der menschlichen Gestalt schön finden könne. Doch der Giga findet sich nicht schön, sondern nur „völlig“. Auch der Giga will auftauchen, will sich durch seine Erscheinung hervorheben, aber er fängt es auf besondere Weise an. Er vermeidet sorgfältig an seinem Anzuge alles einfach Vernünftige und dressiert seine ganze Erscheinung auf Höflichkeit und Lächerlichkeit.



Demeter Teitelbaum, rumänischer Voivod, im Winter stets in Paris (mit Kamel-Transport), gilt in Rumänien als Dranote, in Frankreich als Numanc.

Das ist freilich eine sehr sonderbare Marotte, sie ist jedoch durchaus nicht neu.

Da beschreibt zum Beispiel um das Jahr 1380 ein alter Chronist die Erscheinungen seiner lieben Wiener Landsleute, der damaligen jessessodore, so deutlich, daß wir ihnen fröhlich zuzureden könnten: „Grüß Euch Gott, ihr lieben Giga!“ Wir entlehnen das Citat wörtlich Jacob von Halles vorzüllicher Kostümgeschichte:

„Jeder kleidete sich nach seinem Eigendünkel. Einige trugen Röde von zweierlei Tuch, bei Anderen war der linke Arm weiter als der rechte, ja sogar bei Manchen weiter, als der ganze Rock lang war. Andere hatten beide Arme von solcher Weite, wieder Manche zierten den linken Armel auf verschiedene Weise, theils mit Bändern von allerlei Farbe, theils mit silbernen Röhrlein und seidenen Schnüren. Dann trugen Einige auf der Brust einen Tuchsled von verschiedener Farbe, mit silbernen und seidenen Buchstaben geziert. — Wieder Andere ließen sich die Kleider so eng machen, daß sie solche nicht anders, als mit Hülfe Anderer und mit Auflösung einer Menge Knöpfe, womit der Armel bis auf die Schnüter, die Brust und der Bauch ganz befest waren, an- und ausziehen konnten. Andere trugen Kleider, die um den Hals und die Brust so weit ausgeschnitten waren, daß man einen ziemlichen Theil von Brust und Rücken sehen konnte. Einige zierten den Saum der Kleider mit andersfarbigem Tuche ein, Andere machten statt der Einfassung viele Einschnitte in die Enden der Kleider. Man fing durchgehends an, Kapuzen an den Kleidern zu tragen. — Manche trugen wenigstens Haar, andere theilten dasselbe, wie die Juden, und flochten es, wie die Cumane. Man verlängerte an den Oberröcken die Arme so viel, daß sie nur bis an den Ellbogen reichten, von da aber ließen sie einen Lappen wie ein Zählein herunterhängen.“

Wenn ich noch hinzufüge, daß der Modeherr seine Figuren durch unmäßige Auspolsterung an Brust und Hüften verunstaltete, „also, daß der Mann so wohl gebrüst wäre, gleich einer Weibsperson“, wie ein anderer Chronist sagt; daß Andere den Rock wiederum in lauter Falten, und einen reichen Gürtel fast unter der Mitte des Leibes legten, die Arme aber seitwärts aus weiten und langen, unten geschlossenen und ausgepolsterten Säcken hervortreten ließen, daß Vieles die Schwänze ihrer Kapuzen fast auf den Boden schleppen ließen und die Letzteren über dem Gesicht mit Knöpfen schlossen, so haben wir hier schon das edle, unverfälschte Gigerlthum, welches, wie der streitbare Magister Andreas Musculus fast 200 Jahre später sagt, die schlimmste von seinen acht schweren Sünden begeht „wider das Ebenbild Gottes, darnach der Mensch geschaffen“.



Comte Gaston de Moranville, des Lebens Ziel, des Lebens Sied: eine reiche Partie.



August Michelmaier, Sohn der Brauerei-Firma gleichen Namens, bewegt sich mit Vorliebe in aristokratischer Gesellschaft, verwechselt gern durch Zusätze die Visitenkarten seiner Freunde mit seinen eigenen, wird von Baron Pumphausen auffallend protzt.

Daneben oder bald darauf kam wieder eine andere Gigerl-mode auf; da machte man durch unformliche Kopfbedeckungen und durch Toupien der Haare die Köpfe groß, und durch Wülste an den Oberarmen die Schultern breit; die Taille des kurzen Rockes schmähte man ein; die Hosen wurden so knapp und straff angezogen, daß man weder laufen noch springen konnte. Die Hände aber waren durch den trichterförmig sich erweiternden Ärmel fast verdeckt, und die Füße belasteten durch lange Schnabelschuhe, die man auf Holzholzen, sogenannte Trippen, stellte, ungeheuerliche Dimensionen. Ja man legte Draht in die Spangen, bog sie in die Höhe und hängte eine Schelle daran. Um den Hals trug man oft einen schweren, breiten Ring von Silber oder Zinn mit Schellen, „wie ein englischer Schäferhund“.

Vor Allem aber vermied man Gleichmäßigkeit in Schnitt und Farbe auf beiden Seiten des Leibes.

Als die Stürme der Reformation über Europa brannten und die mittelalterlichen Ideen und Institutionen verschliefen und zerstörten, wie sie es ebenso an den Kleidern thaten, entstand auch ein Gedenkthum, das den Landsknechten. Aber ich möchte diese wilden, breitschulterigen Kerle doch keine Gigerl nennen, weil in ihnen eine männliche Kraft, eine innere Gesundheit strohete, welche die krausfeste Unnatur, die eine Hauptegenschaft

Bratenschüssel griff, um ihren Teller zu versorgen. Dabei gab man den Kleidern so ländliche Farben und machte sie so bunt, daß ein echter Sintzer zehn bis zwölf verschiedene Töne an seinem Kleide trug.

Wenige Jahrzehnte später konnte man in Deutschland allorius den Gigerl in neuer Auflage sehen. Es war der berühmte „Monsieur Almod“ Der dreißigjährige Krieg segte durch die deutschen Gauen. Da hieß es:

„Weil wir leben in den Krieg
Muß ich alle meine Sachen
Wamsesärmel, Kleid und Säoh
Nach der Rüstung machen lassen.“

Kriegsmäßig kleidete sich nun der Ged mit langem Raubdegen, mit mächtigen Reiterstiefeln und flirrenden Sporen, auch wenn der Gaul für ihn ein gefürchtetes, wildes Thier war, dem er vorher aus dem Wege zu gehen pflegte. Die Kleider hingen bauschig am Körper, die Taille saß dicht unter den Achselhöhlen des Büffelmantels. Wild flatterten die Haare unter dem breiten, reich besetzten Schlapphut hervor, Knebel- und Kinnbart durfte nicht fehlen, und an einem besonders langen Haarschopfe hing ein sogenanntes Javeur, ein Andenken an eine Liebschaft, ein mit einer Schleife verziertes Kleinod, das man



Leopold Ritter von Bernsteinlaß, Sohn des Erfinders und Fabrikanten jenes trefflichen Patronentaschen-Lades, der jede Armee unüberwindlich macht. Leopold, — er ist höchst geschnitten, — ist gern gelesener Gast in allen Singvialballen und Spezialitäten-Theatern.

ebenso wenig auf seine Echtheit, wie auf seine Herkunft prüfen durfte. Das waren echte Helden, welche jeden Satz mit drei Flüchen begannen, daß er schnarren und mit dem Degen rascheln, aber jeder Gelegenheit aus dem Wege gingen, wo sie ihn hätten ziehen müssen.

Aber es ist Alles vergänglich; auch Monsieur Almod wurde zu Grabe getragen, und es kam die Zeit, da Ludwig XIV. durch Decret vom Jahre 1660 die Perrückenmacher zu akademischen Künstlern erhob. Damals lebten zwei echte Gigerl am Hofe von St. Germain, MM. de Montauron und Gaston Rogaret, Herzog von Candale, von welchem letzterer der hochfürstliche Cardinal von Nez nichts Anderes zu rühmen wußte, als die Größe des Spangenbelages seiner Hosen. Zu diesen gesellte sich noch Langlée, ein unbedeutender Emporhöfchenling, der aber mit seinen Mode-Erfindungen Frankreich und somit die Welt beherrschte. Selbst der König ordnete sich den Phantasten dieses erstaunlichen, aber doch gleichmäßigen Kopfes unter, den man gewissermaßen den Mode-Minister des Königs nennen könnte, denn Ludwig war viel zu klug, um seine Person selbst der schwankenden Welle der Modemacherei anzuvertrauen. Wir geben in beifolgendem Holzschnitt ein Bild eines Gigerl etwa aus dem Jahre 1665 mit dem kurzen Justaucorps,



Monsieur „Almod“. Tracht der Einher zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

des Gigerls ist, von sich gestoßen hätte. Als aber der unmännliche Valois Heinrich III. den Thron von Frankreich bestieg, da entstanden wieder die echten Gigerl.

Das dicke wattierte Wams stieg oben bis zur Kinnlade, unten erreichte es mit fest gepolsterter Spange als Gansbauch fast die Theilung der Beine. Die Hüften wurden durch Wattierungen zu weiblicher Breite gebracht. Ohrringe und kostbare Broloques auf der Stirn berechtigten zu dem Spottnamen der Hermaphroditen, die man dem König und seinen Mignons gab. Dabei legte sich ein unmäßig großer, steifer, gewaltiger Kragen um den Hals, für den der König eine eigene Stärke erfand und höchst eigenhändig als „godronneur de sa Majesté“ anwendete. Diese Kragen waren so groß, daß man ihnen die Rothwendigkeit zuschreibt, sich der Gabel beim Essen zu bedienen, was dem Hosen des letzten Valois als eine ganz besondere Gedanke angerechnet wurde, denn die Gabel war damals noch so wenig im Gebrauche, daß die schöne Herzogin von Beaufort bei einem Diner, während ihr der ritterliche Heinrich III. die eine Hand führte, mit der anderen in die



Josef Anton Garumacher, Diabonent der Firma J. B. Zweijagen und Söhne. In allen seinen Restaurants von den Bellinen hochgeschätzt, giebt bedeutende Trinkgelder, wenn er „Herr Baron“ angesprochen wird. Wurde schon zweimal mit einem wirklichen Baron verwechselt.

den Rheingraf-Hosen und den Spangen-Manchetten, und machen besonders auf die wunderbar geschmückten Schuhe aufmerksam. Sie waren die Erfindung des Schusters Lestrang, dem dieselbe nicht nur einen Platz in der Portrait-Gallerie berühmter Männer, ein adeliges Wappen, sehr viel Geld, sondern auch sehr viel Anger eintrugen, weil der Künstlerneid der Collegen ihm hart zwiebte. Der uppige Kopfschmuck gehört noch keiner Periode an, sondern ist natürliches Haar, einige kleine Kästchen vorbehalten, weil die Periode erst nach 1675, als Ludwig XIV. seinen eigenen Haarschmuck, seinen Stolz, schwunden sah, zur allgemeinen Mode wurde.

Die Zeiten wurden andere; die Revolution warf ihre Schatten düster und unheimlich vorans, und die Luxus-Stunden des Herrn von Silhouette machten die Kleider teurer. So wurden diese enger und knapper; aber die Gedereit starb darum nicht aus. Der Gigerl folgte mit unformlichen Wässen, in jedem Habitus und jeden Hosen und Strümpfen umher; der Graf von Artois besetzte sein Kleid mit Knöpfen, deren jeder



französischer Student zur Zeit Heinrich III. von Frankreich. Um 1580.



„Le suprême bon ton“. Karikatur aus der Zeit des französischen Directoriums. 1795—1799

eine Uhr war, und der Kopf der verkleinerten Periode nahm, mindestens in Deutschland, siegreich den Kampf mit dem Haarbeutel auf. Man trug sogar hölzerne Hölzer, so daß diese in der Reichs-Armee verboten wurden. Dann kam die Revolution und brachte ganz neue Formen, und mit ihnen auch andere Kleider. Camille Dumoulin und Robespierre streiften in ihrer extravaganten Eleganz schon etwas an den Gigerl. Aber diese Muscadins hielten immerhin noch Ordnung in ihrer Erscheinung. Sie wollten sich durchaus nicht verunstalten und thaten es auch eigentlich nicht, wenn sie die Periode durch ihre lang herabhängenden Haare erzielten, oder den Kopf kurz schoren, wenn sie das Habitus des Hofmannes durch den hochausgeschnittenen Kraut, den zierlichen Schnallenstöckchen durch den Bänderstöckchen oder den zugeschnittenen Stulpstöckchen erzielten. Zum Gegenteil, die Mode suchte das Natürliche und Naturgemäße, wenn sie es auch unter Führung des phantasielosen, phänomenalen David nicht finden konnte.

Da endlich brachte die Zeit des Directoriums die unzweifel-



Französischer Student um 1665.

haften Ahnen unserer Wiener Gigerl, die Incroyables, denn bei ihnen trat das Bestreben offen zu Tage, ihre ganze Erscheinung nach der Seite des Hässlichen, des Monstrosen zu bilden; die ganze Gestalt wurde auf die eines missgestalteten Cretins zugeschnitten. Durch wild über das Gesicht hängende, lange Haare, den ungestalteten, großen Hut und ein das Gesicht bis über das Kinn einhüllendes, dicke und wulstig umgelegtes Halstuch wurde der Kopf vergrößert, während die kurze Weste, das Herausfräßen der Taille des Rockes und das Emporziehen des Hemdes mittels der eben erst erfundenen Hosenträger den Oberleib kurz erscheinen ließ. Im Gegensahe dazu verlängerten die fast über die Finger herabreichenden Ärmel den Arm zum Affenartigen. Dabei schlotterten alle Theile des Anzuges sattelreich und unorganisch am Körper; das helle Kleid wurde am Knie über den gestreiften, herabhängenden Strümpfen nicht geschlossen, obwohl Knöpfe oder Schnallen dazu vorhanden, und der Schatz des spitzen Stiebels war viel zu weit. Racinet bringt in seinem Kostümwerke die Copie eines Bildes der Pariser Gesellschaft im Bois de Boulogne aus der Zeit des Directoriats, welches geradezu Unglaubliches in Bezug auf Hässlichkeit der Tracht leistet. Nicht ganz so schlimm, aber immer noch schlimm genug, war die Erscheinung der Männer auf einer Zeichnung, welche die vorjährige Kunstausstellung in Salzburg uns zeigte, ein Spaziergang im Prater. Von da bis zu unseren heutigen Gigerl ist nur ein kurzer Schritt. Die Formen sind andere; die Sache ist dieselbe.

Der Wiener kennt auch schon weibliche Gigerl. Einmal den Begriff aufgenommen, will es uns scheinen, als ob wir diese nicht nur in Wien suchen sollten, und als ob sie in ihrer Erscheinlichkeit sich um Ursprung und Zweck des Kleides nicht zu kümmern und die Schönheit der Formen und Verhältnisse des menschlichen Körpers zu verzerrn, hässiger und viel weniger an ihren Wiener und Pariser Heimath gebunden seien, als ihre männlichen Namensvettern. Aber wir sind zu höflich, um das schöne Geschlecht in eine so wenig schmeichelhafte Betrachtung zu ziehen — für jetzt! — Wir wollen es aber nicht versprechen, daß wir immer so tugendhaft bleiben werden. Vielleicht bietet sich einmal Gelegenheit, uns auch mit dem weiblichen Gigerl eingehender zu beschäftigen.



Nachdruck verboten.

Entdeckt.

Novelle von D. Dunder.

Is ist gleich halb acht Uhr, Friz; wenn Du noch in den Club gehen willst . . .

Er dehnte sich behaglich auf dem breiten Divan und sah mit halbverschlafenen Augen zu ihr auf.

„So spät schon, kleine Frau? Wahrhaftig, ich muß fest geschlafen haben“ und dabei schloß er die Augen auf's Neue.

Sie rüttelte ihn sanft und lachte dabei mit ihrer frischen jungen Stimme auf; es klang wie das Girren einer Taube.

„Hauppelz Du, ermuntere Dich, was werden Deine Staf-freunde sagen, wenn Du so spät kommst!“

„Staf . . . ja freilich, ach, weißt Du, Kindchen, ich werde gar nicht gehen.“

Die junge Frau fuhr zusammen. Ein Zug von Sorge,

Angst legte sich um ihren hübschen Mund.

„Nicht gehen?“ fragte sie gedehnt, „aber Friz, Du sagtest doch noch gestern auf's Bestimmteste —“

„Wem sagte ich etwas auf's Bestimmteste?“
„Mir, Friz.“
„Ach, Dir, kleine Frau,“ lachte er neckend, „das hat nichts zu bedeuten, wenn ich's nur Niemand sonst auf's Bestimmteste gesagt habe . . . ja was denn eigentlich?“
„Doch Du heute in den Club gehen würdest.“
„Ah, so, nun, wenn's weiter nichts war,“ und dabei schloß er die Augen auf's Neue.

Sie trat von ihm fort, blieb verschollen nach der Uhr auf dem Schreibtische, seufzte, und schritt mit kleinen, unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab, während er, immer noch mit geschlossenen Augen, mit der Hand in die Luft griff.

„Wo stehst Du denn, Lilli?“

„Hier, Du unartiger Mann.“

„Und was machst Du da hinten, wenn ich fragen darf?“

„Ich denke nach.“

„Alle Achtung, und worüber?“

„Über die Unbeständigkeit der Männer.“

„Bravo, Kleine, komm her; für diese, zwar etwas posthum Erkenntnis sollst Du einen Kuß haben.“

„Und wenn ich ihn nun nicht will?“

„Oho!“ und mit einem Satze war er vom Divan aufgesprungen und verschloß mit seinem Munde ihre schmollend verzogenen Lippen.

„Ich bin Dir böse.“

„Weil ich nicht in den Club will?“

„Weil Du wortbrüchig bist.“ Sie sah ihn mit bittenden Augen an: „Geh' Schah, ja? Willst Du?“

„Du bist wunderlich, Lilli,“ sagte er betroffen und ließ die Hand fallen, die er zärtlich in der seinen gehalten, „sehr wunderlich. Sonst pflegtest Du zu jubeln, wenn ich freiwillig oder auf Deinen Wunsch, auf Deinen Wunsch, Lilli, den Club Abend oder Abendliches ausfahre. Und heute . . . übrigens ist es mir in letzter Zeit schon öfters aufgefallen, daß Du mein Fortgehen Abends ziemlich gleichmütig aufgenommen, während Du früher, — wenn Dir meine Gesellschaft . . .“

„Aber Friz, ich bitte Dich!“ Sie war tief in den Schatten des Zimmers zurückgetreten, damit er die Thränen nicht sehen sollte, die ihr in den Augen standen. „Wie kommt Du nur? . . .“

„Es sieht danach aus.“

„Und wenn auch ich versichere Dich, es hat einen ganz, ganz anderen Grund,“ fuhr sie, um ihn zu beruhigen überreitig heraus; und dann, in der Sorge, zu viel gesagt zu haben, wieder einleidend: „Das heißt, ich meine —“

„Was meinst Du?“

„Dass alle Männer gern manchmal ohne ihre Frauen ausgehen, und daß . . . und daß —“

„Und daß?“

„Dass, wenn sie's nicht thun, es gleich auf die Frauen kommt, und es heißt, sie lieben ihre Männer nicht so, und von den Männern, sie ständen unter dem Pantoffel, — ja wohl, Du brauchst nicht mit dem Kopfe zu schütteln, es ist so, und ich will nicht, daß Deine Freunde so etwas von Dir sagen sollen, und von mir auch nicht, und darum, darum, lieber junger Friz, gehst Du heute mir zu Liebe in den Club, und zwar, — mit einem ängstlichen Blick auf die Uhr — schnell, ganz schnell, damit sie nicht einmal sagen können, Deine kleine Frau habe Dich verhindert, pünktlich zu sein. . .“

In dem befriedigenden Gefühl, endlich etwas gefunden zu haben, was sein berechtigtes Unbehagen schwächen konnte, hatte sie sich so in Friz gesprochen, daß ihre Wangen purpur erglühten, und als sie sich nun an ihn schmiegte und ihn mit ihren aufgeregt blauen Augen bittend annah, küßte er sie, von ihrem Anblide bewundert, verschont und beruhigt auf den Mund, und deutete ihre plötzliche Erregung aus dem guten Willen, den er in der ersten Zeit ihrer Ehe zuweilen vergeblich von ihr erbte, ihn nicht in seiner Freiheit zu beschränken.

„Viele Minuten später war er auf dem Wege zum Club. „Zehn Minuten vor acht. Gott sei Dank. Noch war nichts verloren!“

Die junge Frau ging in ihr Schlafzimmer, flügelte ihre Jungier und legte mit Hülfe des Mädchens in großer Eile ihr Hausskleid ab und ein durchsichtiges, weißes Spitzenkleid an, das ihre schlanken, mädchenhafte Gestalt eng umschloß. Dann bestückte sie mit hastigen Fingern ein paar dunkelrote Rosen in dem vollen aschblonden Haarknoten, während die Rose sich noch an den Falten des Spitzenkleides zu schaffen machte.

Da wurde leise an der Klingel gezogen. Ein verständnisvoll fragender Blick in das Auge der Herrin:

„Ja, aber recht schnell, daß Niemand ihn auf der Treppe bemerkt, und dann gleich in mein Boudoir. Es ist doch Alles hell?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Halt, noch eins, die Köchin ist ausgegangen?“

„Ja, gnädige Frau.“

Als Lilli einige Augenblicke später ihr kleines, trauliches Boudoir betrat, stand ein junger Mann, der kaum die erste Hälfte der Zwanzig erreicht haben mochte, vor ihrem Photographicthe, blätterte zwischen den Bildern umher, und eilte, als er die junge Frau gewahrte, mit stürmischer Freude auf sie zu.

„Dank, tausend Dank, liebste Lilli, daß ich endlich einmal wieder kommen darf! Wie habe ich mich danach gesehn! Je näher ich dem Ziele bin, desto ungeduldiger werde ich, es zu erreichen.“

„Brausekopf!“ sagte sie lachend, und fuhr ihm mit der Hand leicht über den dunklen Lockenkopf, „nur ein wenig Geduld noch und wir sind am Ziele. Weißt Du übrigens,“ fuhr sie gehobener fort, „daß es heut' beinahe ein schreckliches Unglück gegeben hätte, Hans? Mein Mann wollte durchaus nicht in den Club.“

„Das wäre furchtbar gewesen! und wie hast Du's angefangen, daß er democh gegangen, schlaues Weibchen?“ — Sie erzählte ihm erstaunend, wie sie sich herausgewunden.

„Aber weißt Du,“ fügte sie wichtig hinzu, „Mähe hat's gefestet, und dann, er hat mit Leid gethan, es bleibt doch immer eine Unwahrheit. Ich wollte, Hans, wir wären erst aus all diesem Hangen und Bangen heraus.“

„Ich auch,“ bestätigte er seufzend. „Und nun los' Dich anschau'n, daß wir die kostbare Zeit nicht verlieren!“

„Wie schön Du heute bist!“ fuhr er fort, „wie lieblich die Rosen zu Deinem blonden Haar stehen! So — nur noch etwas tiefer hinein mit den Blumen in die goldene Fülle.“ Und seine Finger verwirrten sich in das seine Gespinst . . . Und nun kam hier auf den alten, schon so traulichen Platz, — aber ein wenig lächelnder darst Du mich wohl anbliden, Lilli!“

Und dann trat er zurück, nahm das schützende Tuch von einer aufgespannten Leinwand, rückte ein wenig an den an der Wand angebrachten Rebstöcken und begann eifrig nach dem reizenden Frauenbild vor ihm zu malen.

„Darf ich sprechen, Hans?“

„Ich bitte sogar darum, Lilli.“

„Glaubst Du, daß er uns verzeihen wird?“

„Ich, wär' Ihr nur nicht gar so sehr im Große geschie-

den!“

„Zu beklagen, aber nicht zu ändern!“

„Wenn Ihr gute Freunde geblieben wäret, würde er uns eher vergeben.“

„Möglich, Lilli.“

Er führte das ganze Gespräch mechanisch, gänzlich in seine Arbeit vertieft, die ein kleines Meisterstück zu werden versprach. Ein Seuzer von ihrem Munde schreit: ihn nach einer schwierigen Arbeitsstunde aus seinem Schaffen.

„Bin' Du müde, Lilli?“

Er sandte ihr einen besorgten Blick hinüber.

„O gar nicht, aber ich wollte Dich bitten, Hans, bleib' nicht zu lange. Ich habe eine Ahnung, als ob Friz heut' früh nach Hause käme, und wenn er Dich hier finde, wäre Alles verloren.“

„Ich gehe, so bald Du willst, Liebe. Was ist's jetzt an der Zeit?“

„Schon halb zehn,“ und sie sprang auf, — „geh' lieber gleich, Hans, ich bin so unruhig geworden.“

„Ehe das Haus geschlossen ist? Der Portier wird mich be-

merken!“

„O, der giebt so genau nicht Acht, und dann, was thut das?“

Er legte Pinsel und Palette hin.

„Schade! wir hatten heut' beide unsern guten Tag. Noch zwei solche Sitzungen, und das Bild ist fertig! Nun, wenn's denn sein muß, so leb' wohl, Lilli, meine Liebe, kleine Glücksfee!“

Sie schüttelte zweifelnd das blonde Haupt.

„Ob ich's in Wahrheit sein werde?“

Er neigte sich und küßte sie leicht auf den Mund.

Dann ging er, kaum hörbar, wie er gekommen.

Sie sah ihm einen Augenblick besorgt nach und machte sich dann daran, das Zimmer wieder in seinen gewohnten Stand zu bringen.

Mit großer Emsigkeit hatte sie soeben die Thür ihres heimlichen ausgeräumten Bücherschrances, in den sie die Leinwand wieder verborgen, abgeschlossen, als die Jungfer aufgeregt und ängstlich hereingestürmt kam.

„Gnädige Frau, der Herr! Ich habe ihn soeben schließen hören! . . .“ Lilli wurde bleich.

„Mein Gott, und ich in diesen Kleidern, — schnell in mein Schlafzimmer!“

„Unmöglich, gnädige Frau, der Herr ist schon im Esszimmer, hören Sie nicht? Sagen Sie, Sie hätten anprobirt, die Schneiderin sei dagewesen! So, nur die Rosen fort!“ und mit einem raschen Griff hatte die geschickte Rose die dunkelrothen Blüthen aus dem blonden Haar gezogen und in ihre eigene Tasche verfusst.

Lilli hatte nur noch Zeit, dem Mädchen zuzuraunen: „Sag' Du es ihm von der Schneiderin, ich kann nicht,“ — als die Thür zu ihrem Boudoir geöffnet wurde, und Friz über die Schwelle trat.

„Hier steckst Du also, kleine Frau?“ Dann wußt er betroffen zurück. „In Weiß? Warst Du in meiner Abwesenheit in Gesellschaft, oder wolltest Du?“ Die Gegenwart des Mädchens hinderte ihn, mehr zu sagen. Als die junge Frau stumm blieb, lachte die Jungfer gezwungen auf. „Aber gnädiger Herr, in Gesellschaft, — die gnädige Frau ohne Sie! Gnädige Frau hat anprobirt. Die Schneiderin ist erst eben fortgegangen. Haben gnädige Frau sonst noch Besuch?“

Da die junge Herrin wiederum nur stumm den Kopf schüttelte, verließ das Mädchen eilig das Zimmer.

Die Zurückbleibenden verharrten einige Augenblicke in einem drückenden Schweigen. Dann trat Friz dicht an die junge Frau heran, die in den Raum gekommen war, in dem sie vorher dem Maler gegenüber gesessen. Er hob ihren gesenkten Kopf sanft mit der Hand und wandte ihn dem seinen zu.

„Hast Du mir nichts zu sagen, Lilli?“

„In ihren Augen standen Thränen.“

„Nein,“ sagte sie leise, kaum hörbar, und eine dunkle Gluth färbte das eben noch so bleiche Gesicht.

Er trat von ihr zurück, schritt mehrere Male in dem kleinen Zimmer auf und nieder, und sagte dann, scheinbar mit vollkommener Ruhe:

„Komm zu Tisch. Ich habe noch nicht geessen. Die Skatpartie war nicht vollzählig; wir haben nur ein wenig geplaudert und dann bin ich gegangen.“

Sie atmete auf. So war er nicht aus Mißtrauen, sondern durch einen Zufall so früh zurückgekehrt. Ein zuversichtliches Lächeln spielte um ihren hübschen Mund.

„Gleich, Friz, ich will mich nur schnell umkleiden.“

„Weshalb? Ich bitte Dich, bleibe so,“ und mit einem zweifelnden Gruss, den sie in der Freude widerkehrender Sicherheit überhörte, fuhr er fort: „ich dachte doch, ich hätte das erste Recht, Dich schon zu jehn.“

„Schmeicher!“ sagte sie lachend, und hing sich in seinen Arm; „so komm, ich habe Hunger!“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Womit sollen unsere Kinder spielen?

Bon Margarete Henke.

Die Frage durfte eine sehr verschiedenartige Beantwortung erfahren. Die sparsame Frau des Mittelstandes gedenkt bei derselben vielleicht der Künzelpfennig-Bazare, wo für einen Spottpreis so unzählige, reizend ausschauende Spielsachen zum Kaufe laden, während die Frau der vornehmen Welt die feinen Spielwaren-Läden im Auge hat, die zu jedem neuen Weihnachtsseite neue, selbst dem verwöhnten und überfülltig Kindern unbekannte Spielgeräthe und Unterhaltungs-Spiele feil bieten. Ich muß der Ersteren lebhaft widersprechen, kann mich aber der Letzteren auch nicht unbedingt anschließen. Die Künzelpfennig-Bazare bergen in ihrem Inneren für den oberflächlichen Beobachter eine Unmenge niedlichen und zierlichen Spielzeuges.

sprochenen: „Alles ansehen, aber nichts anfassen!“ Wie leid thut mir solch ein liebes Kleines, das mit Jubel ein dem Fünfzigpfennig-Bazar entstammtes Spielzeug in Empfang nimmt und vielleicht schon am folgenden Tage mit Thränen an den Trümmern des geliebten Gegenstandes trauert! Denn ein gemüthvolles Kind gewinnt sein Spielwerk, falls dasselbe dem Verständnisse des Kindes angemessen ist, sehr bald lieb. Wie traurig darum, es so schnell missen zu müssen, und wie wenig einfallsvoll von den Eltern, diese natürliche Liebe so schlecht zu belohnen! Vielmehr sollten Eltern und Erzieher sich bestreben, dieser Liebe und Achtung, die das gefundne Kind, — gefund im Gegenseye zu den durch Uebersättigung angekränkelten Kindern, — seinen Spielsachen entgegenbringt, nicht nur nicht entgegenzuhalten, sondern diese Empfindungen noch zu verstärken. Das kleine Mädchen, das nicht einschlafen kann, weil es keine Puppe nicht zu Bett gebracht, der mutwillige Knabe, der sein Pferdchen regelmässig füttert, es gewissenhaft striegelt und mit Kärtlichkeit liebkost, — werden sie nicht einst pflichttreuere und liebevollere Menschen werden, als die grausame Kleine, die ihre Puppen schlägt und unangelleide herumstiegen lässt, oder der Wildfang, der seinem Pferde den Schwanz ausreißt und es mit Züchtigungen zum Gehorham treibt?

Wir, meine Geschwister und ich, hatten einen aus Holz geschnittenen Kinderstühlchen mit einem rohrförmigen Sitz. Als kräftige Kinderstühle den Stuhl eingedrückt, wurde er durch ein Holzbrett ersezt, und heute hat schon die zweite Generation in diesem Stühlchen so manche Stunde ihres freude- und thränenreichen Kindertheitens verbracht, und es paßt nur noch das Reishälchen hinein. Natürlich hat das kleine Möbel im Laufe der Jahrzehnte mehrmals eine neue Politur erhalten, aber es ist doch immer noch unser Stühlchen, und die Kinder machen große Augen, wenn sie hören, daß wir Großen und Alten auch einst so klein, aber natürlich immer „sehr artig“ gewesen!

Die leichte Verbrechlichkeit des Spielzeuges veranlaßt das Kind, sich nach einem anderen, einem neuen Spielzeuge zu sehnen, und so entsteht und wird großgezüchtet jenes Halchen nach dem Neuen und Fremden, das im Kindes, im Jünglings- und leider so oft auch im Alter des reisen Menschen eine Unzufriedenheit hervorbringt, die ein glückliches Behagen nur vorübergehend aufkommen läßt; so werden jene Menschen gebildet, — Anlage freilich mag ja hier auch viel thun, — die sich nur wohl fühlen, wenn eine Verstreitung, eine Abwechselung wünscht, wenn sie jede neue Kleidermode mitnehmen, jede neue Oper, jedes neue Schauspiel gehörn und gefeiert, jene Menschen, für die das Wort: „Neu!“ der Inbegriff alles Reizvollen, vielleicht das einzige Reizvolle ist.

Darum sei das Spielzeug unserer Kinder vor allen Dingen dauerhaft und gediezen, und wenn die Verhältnisse es gestatten, sei es auch gleichmässig, sei es schön. Denn der Schönheitsfimmel wird uns nur zum kleineren Theile angeboren, er muß sorgfältig gebildet und genährt werden. Gehen wir also, wenn es heißt, für die kleinen einlaufen, in ein gutes Spielwaren-Geschäft, ohne darum doch Verchwender zu sein. Denn es kommt nicht darauf an, dem Kinde viel zu beschaffen; im Gegenteil, unser Kind wird glücklicher sein, wenn es nur ein Spielzeug erhält, mit dem es wieder und wieder sich beschäftigt, das es von Tag zu Tag lieber gewinnt. Dadurch wird es angeleitet werden zu jenem liebvollen Verleben in das Kleine und Kleinst, zu jener Art von Beobachtlichkeit, welcher die Langeweile fremd ist, welche immer und überall etwas zu beobachten und mit Theilnahme zu verfolgen findet; jener bewunderungswürdigen Genügsamkeit, die einen Kinkel hinter Kerkermauern ausruhen läßt: „Bis jetzt hat das All mich noch keinen Tag ohne erfrischende und geiststärkende Eindrücke gelassen, und von den blauen Nestzügen, die ein klarer, nordischer Himmel auf den blendenden Schnee wirkt, von den bunten Granit-Fundamenten, auf denen unser Palast des Schmerzes aufgebaut ist, bis zu den hohen und fernern weißen Wölken, die an den van Eyck'schen Himmel auf dem Genter Altarblöcke erinnern, weht und schwelt Vieles, was einem betrachtenden Gemüthe Nahrung giebt.“*)

Ich sehe ein Kind, das von seinen Eltern stets nur ein einziges, aber sehr schönes Spielzeug erhält. Im vorigen Jahre war es eine Jagd, deren in großer Menge vorhandene Thiere so naturgetreu waren, daß man nur bedauern mußte, nicht mitspielen zu dürfen. Monate lang habe ich den lieben Eberhard mit dieser Jagd spielen sehen, und immer wußte das Kind oder wußte die kluge Mutter dem gewohnten, lieben Spielgeräthe neue Reize abzugewinnen. Bald knüpfen die geschickten Mutterhände kleine Vögel aus Papier, die in die Zweige der Bäume gesetzt und als Schneepfeil, Krammetsvögel und andere Lederbüsche geschossen oder als Nachttigallen und andere Singvögel dem Schuhe des Jägers überwiesen wurden. Bald zog sich der Jäger mit seinen Hunden in das, dank Eberhard's lebhafter Phantasie, schnell erbaute Forsthause zurück, wo die Hunde möglich die Rolle von Tante Liane's Schophündchen geben müssten, was natürlich nicht zu beweistigen war, ohne daß sie warme — aus Papier geschnittenen — Schabaden bekämen, denn „Tante Liane's Schophündchen sind sehr weichlich, nicht wahr, Mütterchen?“ Einmal wurde auch ein Baum mit rothen Perlen behängt, die eigentlich für Kirchen gelten sollten, von dem jubelnden Kind aber für Eberhard's Vögel angeesehen wurden. Und nun mußte sofort der Jägersmann in den Wald, um einen Strauß Eberhard'schen Vögeln zu pflücken, den er seinem Mütterchen, — aber er hat doch auch ein Mütterchen? unterbrach sich das Kind ernst, — mitbringen sollte.

Und hierbei gelange ich zu Dem, was ich meinen freundlichen Leserinnen von Anbeginn an's Herz legen wollte: die Phantasie unserer Kinder!

Das Kind, welches viele und immer neue Spielsachen erhält, hat keine Gelegenheit, seine Einbildungskraft zu offenbaren und weiter zu entwickeln, während das Kind, dem wenig und zeitweise gar nichts geboten wird, gezwungen ist, zu ersinnen, zu ersinnen, selbst zu gestalten. Wie viel glücklicher aber Letzteres ist, wird uns gegenwärtig, wenn wir uns durch Beobachtung an uns selbst und an Anderen klar machen, daß der Trieb zu einer gewissen Thätigkeit dem Menschen angeboren ist. Nur wenige der gelauften Spielsachen geben dem Kinde Veranlassung, eine Veränderung an ihnen vorzunehmen; sie sind fertig, fix und fertig, das Kind kann mit ihnen wohl spielen, aber es kann an ihnen nichts thun, kann nicht arbeiten. Für das Kind ist aber das Spiel Arbeit, ernste Arbeit sogar. Und wo es diese Arbeitslust nicht befriedigen kann, da wird es des Spielzeuges gar bald überdrüssig, und nicht selten sieht man die Kinder der Reichen ihr kostbares Spielgerät achtslos bei Seite schieben und mit einem Häufchen Sand, mit einigen Kieseln oder mit Eicheln und

Knoos auf's Geschäftigste spielen. Wie thöricht, ja, wie lieblos, wenn dann Eltern oder Wärterinnen diese Dinge als „häßlichen Schmutz“ fortwerfen, diese Dinge, die in der staunenswerthen Einbildungskraft des Kindes eben noch Schäfchen oder Vögel, Vater, Mutter und Geschwister oder Häuser und Bäume gewesen!

Ein liebliches Geschwisterpaar hatte eine stolze Postlutsche mit feurigen Rappen zum Geschenke erhalten. Das Spielzeug war so reizend, so nahezu kostbar, daß man hätte meinen können, das Gefährt entstamme dem Reiche eines Zwergkönigs, die Pferde würden sich fogleich in Trab setzen und der Schwager ein lustiges Lied aus seiner zierlichen Trompete erschallen lassen. Aber o woh! Schon am zweiten Weihnachtstage stand die Post achtslos in der Ecke des Kinderzimmers. Die Mitte desselben aber nahmen vier Stühle ein, auf deren vorderstem der siebenjährige Knabe thun auf der Lehne thronte, mit seinem Peitschen kräftig auf imaginäre Pferde einhäuend. Als er im Thürzrahmen stehenden Erwachsenen ansichtig wurde, ließ er sofort sein Händchen eine Trompete vorstellen, die er an die Lippen hielt, um überfällig: „Trara, trara, die Post ist da!“ zu blasen. „Wir haben uns selbst eine Post gemacht,“ sagte er stolz, indem die Kinderaugen feurig blitzten.

Wir waren an der See. Spielzeug war von Hause nicht mitgenommen worden, und was wir dort gekauft, war für den Aufenthalt im Freien berechnet. Nun aber kamen Regentage, zwei, drei, vier! „Wie schlimm für die Kinder,“ hieß es da, „sie werden kaum zu beschäftigen sein.“ Aber man hatte sich gerirt, man hatte die überaus rege Phantasie der Kindesseele nicht in Betracht gezogen. Was mußten in jenen Tagen eine Schachtel an der See gesammelter Steine und ein Körbchen Muscheln nicht Alles vorstellen! Jetzt waren sie Schweine, die zum Verkaufe getrieben wurden; nachher machte die Einbildungskraft der Kinder einen zoologischen Garten mit all seinen Insassen daraus; schließlich wurde „Familie“ gespielt, und die Steinchen waren lauter liebe, folgsame Kinder.

Treten die Jahre des ernsten Lebens erst an das Kind heran, so wird ohnehin die Thätigkeit der Phantasie unterdrückt, schaffes Nachdenken nimmt das zum Jüngling, zur Jungfrau sich entwickelnde Kind in Anspruch, und die holde Göttin Phantasie wird zurückgedrängt in ein kleines, oft so kleines Winzchen, daß sie nicht weiter leben kann, sondern dahinsiecht und stirbt. Und dann? O! der Beläugungsvertheilen, denen die zauberächtige Göttin nie die trüben Augenblide des Lebens in wehmholle Stunden innerlichen Schauens umgewandelt; die nicht ahnen, wie des Phantasielosen Seelen auch des Lebens Dornenpfad zu Paradiesweg umgestaltet; wie viel harmlosen Frohsinn Göttin Phantasie uns beschert!

Gestalte mit die nachsichtige Leserin zum Schluß eines Vorganges aus Eberhard's Kinderzimmer zu erwähnen. Es waren die Tage nach dem unverglichenen neunten März des Jahres 1888, der uns den Allgeilsten entriß. Kaisertrauer! Von Thurm zu Thurm klang das Klagegeläut der Gloden durch's ganze deutsche Reich, Trauerauhmen mahnten in jedem Augenblicke an den unerträglichen Verlust! Eberhard beschäftigte sich in jener Zeit viel mit einem Kaufladen und bat mich eines Tages, doch etwas bei ihm zu kaufen. Wie standte ich aber, als ich, näher tretend, über dem Laden eine aus einem abgemusterten Herthaalter und einem formgerecht geschnittenen Stückchen schwarzen Papiers gefertigte Fahne erblickte! Kaisertrauer selbst im Kramladen! Eine schwarze Papierfahne über den Materialwaren, mit ihrer unteren Spitze gerade den Kästen streifend, auf dem das Wort „Rosinen“ versucherisch blinkte! Und daneben ein Paar tiefernde Kinderaugen, zwei weiche Kinderhändchen andächtig gefalstet und ein frischer Kindermund, sich zu den Worten öffnend: „Unser lieber Kaiser ist gestorben! Da muß man schwarz flaggen!“ — O! heilige Einfalt! Das war ein Augenblick, in dem das Erhabene und das Lächerliche dicht an einander grenzten! Mir aber schien es, als habe die Trauer des Landes einen rührenderen Ausdruck nicht gefunden, als in diesem Vorgange im Kinderzimmer.

Verschledenes.

Nachdruck verboten.

Die Hungrigen. Von Heinrich Kettig. Siehe das Bild, Seite 185. — Es will uns scheinen, als ob die drei Hungrigen, welche Heinrich Kettig uns auf seinem hübschen Bilde vorführt, einen anderen Namen verdient hätten. Abgesehen davon, daß es mit ihrem Hunger nicht gut zu weil her sein kann, weil sie sonst aller Wahrscheinlichkeit nach dem Brode, welches vor ihnen auf dem Tische liegt, eine größere Ausmerksamkeit zuwenden würden, meinen wir, daß vor allen Dingen auch die Geduld, mit der sie die Plage des Hungers ertragen, in dem Namen des Brodes zum Ausdrucke hätte kommen sollen. Welchen lüken, träumerischen Ausdruck hat der Maler in die drei Köpfe gelegt! Ist es nicht, als ob eine Welt in den Augen des älteren der beiden Mädchen schlummere, als ob eine Ahnung alles Dessen durch ihre junge Seele zöge, was dereinst im Leben noch einmal in Freud' und Leid ihr Herz durchzittern mag! Unmöglich kann dieses süße Mädchen an Essen und Trinken denken. Seine Gedanken schweifen weit ab, in dem schimmernden, grenzenlosen Reich der Märchenträume. Rimmer mögen wir glauben, daß dieser tiefe, seelenvolle Blick in der eng beschränkten Prosa des Lebens Raum haben könnte. — Eher schon lassen die Augen des Schwesterchens auf ein mehr irdisches Begehen schließen. Doch auch ihre Phantasie hat einstweilen in dem Löffelstiele einen Trost gefunden, der hoffentlich so lange anhalten wird, bis die Mutter mit der dampfenden Schüssel in die Stube tritt. — Aber wie steht es mit Spätz? Ist er wirklich ein so artiger Hund, als er sich den Anschein giebt, zu sein, oder ist er ein Dachmäuse? Vielleicht ist er gar ein lachender Philosoph, der die Welt nimmt, wie sie ist, und in dem Bewußtsein, daß das Bessere ein Feind des Guten, mit stoßendem Gleichmuthe die Zeit abwartet, bis auch ihm der Futternapf gefüllt wird. Jedenfalls wird man dem Schlingel nicht gar zu viel trauen dürfen. Er wird trotz seiner scheinherrlichen Miene als Erster die Schritte der Haushfrau hören und bei dem Dusche des lockenden Brodes die Ohren spitzen. Wir möchten wetten, daß seine gesammte Philosophie über den Haufen fliegt, sobald der Thürriff knarrt. Dann wird er bettelnd und schmeichelnd die Herrin umspringen und nicht eher ruhen, bis auch er sein gerüttelt und geschüttelt Maß erhalten hat. Schade, daß es dann vermutlich auch mit der stillen Resignation der lieblichen Kindergesichter ein Ende haben wird.

*) Brief an Auguste Heinrich vom December 1849.



Nachdruck verboten.

Das Corset. — Nicht eine neue Strafpredigt gegen das Corset zu halten, ist meine Absicht; das haben viele Aerzte seit mehr als hundert Jahren so häufig und mit so veredten Worten und Bildern gethan, daß es schwer sein möchte, noch etwas Neues und Besseres hinzuzufügen. Und da meine Herren Collegen offenbar nicht allzu viel Erfolg gehabt haben, so gelüstet es mich auch nicht nach dem Ruhme eines Predigers in der Wüste. Vielmehr liegt es, so scheint mir, recht nahe, zu fragen, warum diese auf den Bau des Körpers, auf die Errichtungen seiner Organe und auf Missgestaltungen und Krankheiten gestützte Lehren und Warnungen so geringe Wirkungen gehabt haben? Sitten, die so allgemein verbreitet sind, wie die Art der weiblichen Kleidung bei allen Kulturvölkern, pflegen doch andere und bessere Gründe zu haben, als bloße Eitelkeit und Modethorheit, wie auch die Geschichte der Genussmittel lehrt, aus der uns Johnston's Chemie des täglichen Lebens (neu bearbeitet von Dr. Dr. Dornblüth, Verlag von C. Krabbe in Stuttgart, zweite Auflage) so viele schlagende Beispiele gibt. Alle alten Missbräuche und Übertreibungen doch ein natürlicher guter Kern zu Grunde zu liegen pflegt, so dürfte es sich auch mit der weiblichen Kleidung verhalten, die den ärztlichen Mahnungen, wie den aus der Mitte der Frauenvolk selber hervorgegangenen Bestrebungen einen so hartnäckigen und ungebrochenen Widerstand entgegensezt.

Die Lust zu gefallen, ist ein natürlicher und berechtigter Trieb, den wir nicht aus der Welt schaffen dürfen, wenn wir auch könnten. Der Haushalt der Natur beruht ja zum großen Theil darauf, und wenn die gütige Allmutter ihren unverständigen Kindern selbst die Hochzeitskleider schafft, so wird es nicht ungeziemend sein, daß auch die Menschen ihre Vorzüge geltend machen, daß der Mann durch Kraft, das Weib durch Schönheit und Anmut zu glänzen und Wohlgefallen zu erregen sucht. Dazu gehört, daß die Formen des Oberkörpers durch die Kleidung nicht verborgen, noch verdeckt, sondern, wie sie es verdienen, hervorgehoben werden; dazu gehört der schlanke und biegsame Leib, geschickt vom schünen und mühenden Arme des Mannes umspannt zu werden, dazu gehören auch die weiten, fältigen, hinunterwällenden Gewänder, die züchtig verhüllen, der Gestalt und dem Gange Würde verleihen.

Diese Gewänder zu tragen, bieten sich von selber die breiteren Hüften und das vorragende Kreuz der Frauen unter der schlanken Weiche, die sich so wesentlich vom Bau des Mannes unterscheiden. So unweinlich es für den Mann ist, die Bekleidung des Unterkörpers durch einen Gürtel zu halten, dem der türkere Leib und die schlamer Hüften keinen Halt gewähren können, wofür jener nicht widernatürlich und zum Schaden der inneren Organe eingeschnürt wird, so natürlich ist für die Frau der haltende und tragende Gürtel, dem die Hüften als Stützen sich darbieten. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, muß der Gürtel breit und fest sein, darf nicht als schmales Band sich um den Leib legen, wo er eine Schnürfurche nicht nur in den Bauchwänden, sondern auch in den inneren Organen, namentlich in der Leber, erzeugt, noch von oben nach unten sich zusammenschlieben, wodurch ähnliche schädliche Folgen sich ergeben würden. Er muß auf Hüften und Kreuz sich stützen und die unteren Rippen mit umfassen, was er ohne Schaden thun kann, da die unteren Rippen und das Zwischenfell nebst den Bauchmuskeln beim Athmen der Frau sich weniger bewegen und vorwölben, als beim Manne. Während der Mann nämlich vorgezugsweise mit Hilfe des Zwischenfelles und der Bauchmuskeln ein- und ausatmet, vollziehen sich die Athembewegungen der Frau hauptsächlich durch Hebung der oberen Rippen, die zugleich länger sind, als beim Manne, während der untere Theil ihres Brustkorbes schmäler und enger ist, als bei jenem.

Diese Gestalt des weiblichen Brustkorbes, noch mehr hervorgehoben durch die Entwicklung der Brüste, die schlamer und mehr abfallenden Schultern, sowie die Athembewegungen der unteren Rippen machen es unweinlich, die Last der Kleidung den Schultern tragen zu lassen, wie es beim Manne wegen der breiteren Schultern und der verschiedenen Art des Athmens leicht und angemessen geschehen kann. Bei der Frau hat der breite Gürtel sich auf Kreuz und Hüften zu stützen, seinerseits aber der Brüste als Stütze zu dienen, womit dann die natürliche und zweckmäßige Form des Corsets gegeben ist, auf dem die Röcke sich befestigen lassen, ohne einen schädlichen Druck auf den Leib auszuüben. Denn gerade der Druck, welchen die Schnürbänder der ohne Corset getragenen Röcke auf den Umfang der unteren, nicht mehr vorn auf das Brustbein gestülpt und daher nachgiebigeren Rippen, auf die Leber und den Magen ausüben, geben vorgezugsweise Anlaß zu einer schmalen Einbiegung, die an der Leber die sogenannten Schnürfurchen, die Bildung von Gallensteinen und der Krebsgeschwulst der Gallenblase, bösartige Magenleiden, Verdauungsstörungen und chronisches Siechtum erzeugen kann. Zwar kann auch das Corset solche Uebel bewirken, wenn es zu eng geschnürt ist, um die natürliche Schlankheit des Leibes zu übertrieben oder seiner Ausdehnung entgegen zu wirken, oder wenn es zu kurz ist und statt auf die festen Hüften sich zu stützen, mit seinem unteren Rande den weichen Leib drückt und einschnürt. Solcher Missbrauch des Corsets ist natürlich zu vermeiden; das gut passende, weder zu lange, noch zu kurze oder zu enge, mit elastischen, an ihren Enden gut verührten Stangen gestützte Corset führt dagegen bei der Frau feinster Rachtiefe herbei und verdient nicht die Strafpredigten, welche auch heutzutage noch zuweilen gegen dasselbe losgelassen werden.

Anderer ist es bei jungen Mädchen, deren unentwickelte Hüften dem Corset noch keine Stützen gewähren, sodass es diese durch Einschnüren des Leibes suchen muss. Hier ist es ganz richtig, die türkernen und leichteren Röcke vermittelst eines elastisch gestrickten Leibchen, an welches sie angeknüpft werden, von den Schultern tragen zu lassen. Nur muß dies Leibchen überall, vorzüglich aber oben weit genug sein, um sowohl den Athembewegungen, als auch den Biegungen des Leibes beim Spielen, Turnen und anderen Bewegungen freien Spielraum zu lassen. Bei kleinen Mädchen durch einen Schnürleib die „schlanke Taille“ der Jungfrau vorbereiten zu wollen, ist aber nicht nur schädlich für die Körperbildung und Gesundheit, sondern geradezu thöricht: denn die Einpresung verbiegt die Rippen und giebt dem Brusttorso eine steife, eifige, unschöne Gestalt, treibt die Schulterblätter und Schultern edig nach oben, wölbt den Bauch nach unten, und erzeugt so das gerade Gegenteil von dem was es hervorbringen soll. Der kindliche Körper braucht Freiheit, um sich zu entwölfern und durch angemessene Bewegungen und Uebungen die Leichtigkeit und Anmut

sich anzueignen, welche der Jugend zur schönsten Zier gereichen und bei der Frau zur Anmut und Würde sich ausbilden.

Das gut gearbeitete und richtig sitzende Corset ist dennoch nicht der Gesundheit feindlich, sondern förderlich, und wenn es im Widerspruch gegen viele ärztliche Mahnungen alter und neuer Zeit seinen Platz in der weiblichen Kleidung siegreich behauptet hat, so mögen seine Verfechterinnen getrostest Ruhes bei seinem Gebrauche bleiben, den Mißbrauch ablehnend, der allein schädlich und unsohn ist.

Dr. Fr. Dornblüth.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgedruckten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Altnorwegische Teppichmuster. — In der kunstgewerblichen Bewegung unserer Tage, welche sich bemüht, die verlorene Kunstfertigkeit früherer Generationen wiederzugewinnen, gehen zwei Strömungen, deutlich erkennbar, neben einander her. In den Mittelpunkten der Bewegung, den Hauptstädten der großen Kultur-Staaten, rafft man mit füherer Hand Alles zusammen, was irgend eine Zeit oder irgend ein Volk herrliches hervorgebracht, und schafft in einer Art von internationalem Wettbewerbe für den Absatz auf dem Weltmarkt. Daneben geht eine stillere Bewegung, welche an jedem entlegenen Punkte sorgsam die noch etwa erhaltenen Reste alter Kunstfertigkeit aufsucht, die abgerissen, aber noch schwappenden Fäden wieder anknüpft und aus dem Vollsthum heraus eine rein nationale Erstärkung des Kunstbetriebes sich entwickeln läßt. Derartige, höchst dankenswerte Versuche lassen sich natürlich nur an Orten anstellen, welche, abseits von der großen Mode-Bewegung, sich besonders nüsse Lebensbedingungen erhalten haben. Den eigentlichen Boden für diese Versuche geben die nordischen Länder ab, Russland, welches aus politischen Gesichtspunkten die Kunst im Banne des alten Moskowiterthums zu halten sich bemüht, dann besonders Schweden und Norwegen, wo sich noch ein Bauerstand erhalten hat, der nicht fähig oder nicht Willens ist, die Ware aus dem großen Weltmarkt zu beziehen, sondern festhält an der Väter Sitte, Lebensgewohnheit, Tracht und Eigenart. Aber auch in diese Kreise hinein haben die letzten Jahrzehnte neue Auffassungen getragen, und es bedarf schon der besehenden Hand fundiger Männer, um in der häuslichen Arbeit die alte Technik und die alten Muster zu erhalten. Die Unterstützung des Hausslechtes hat eine gewaltige Bedeutung in diesen Gegenden, deren Ortschaften Monate lang durch Eis und Schnee abgeschieden sind von aller Welt und die langen Winterabende im eigenen Hause durch Arbeiten auszufüllen haben, die einfach genug sein müssen, um sich auch der ungeübten, schwieligen Hand zu fügen.

Bei Gelegenheit der Kopenhagener Ausstellung des Jahres 1888 habe ich schon an dieser Stelle auf den eigenhümlichen Erfolg hingewiesen, den diese Hausslechtes-Vereine in Skandinavien erzielen; Kerbschnitterei und einfache Wirkerei von Teppichen und Vorhängen in uralten, einfachen Mustern von gefälligster Wirkung beschäftigen wieder, wie vordem, ganze Dorfschaften, und nicht nur für eigenen Bedarf, sondern mit einem Absatzgebiete durch ganz Skandinavien hin.

Den eigentlichen Südpunkt hat diese Bewegung innerhalb Norwegens in dem Kunst-Industrie-Museum zu Christiania, dessen sehr tüchtiger und verständnisvoller Leiter, H. Grosch, es sich hat angelegen sein lassen, die Reste der alten, schon verfallenden Haus-Industrie zu sammeln, um sie mit diesem Vorbild-Materiale neu zu beleben. In seinem uns vorliegenden Werk*) gibt Grosch in Hartbendruck achtundzwanzig altnorwegische Teppichmuster, wie solche bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein in ländlichen Bezirken gewebt wurden und deren Reste sich bis heute erhalten haben. Die Weberei ist für die reichersten Stücke die wahre haute-lisse-Technik, die auch in den kostbarsten Gobelin-Wirkereien von Paris keine durchgreifende Veränderung erfahren hat. Im Besonderen ist es eine Art von Stopfarbeit auf stehender Seite, in deren Garnfäden der musterbildende farbige Webstoff hin und her geführt wird, bis er den beabsichtigten Farbenstiel gebildet hat.

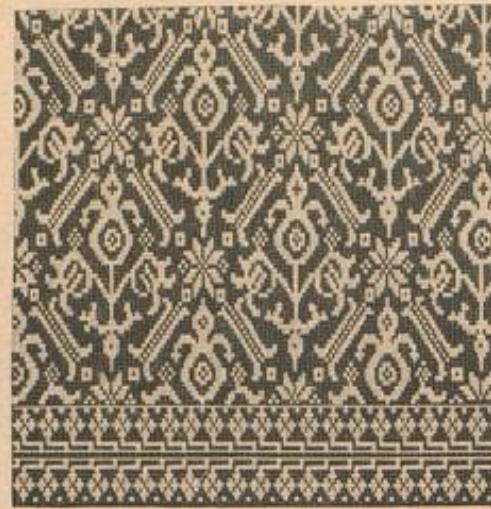
Grosch kann von dieser Technik ein Stück eines Wandbehanges vorführen, der bis in das zwölfe Jahrhundert zurückreicht und der in findlich einfachen Formen eine Heldengeschichte darstellt. So fließen einst normannische Frauen im Jahre 1100 den Teppich von Bayenz, der die Eroberung Englands vorstellt, und so sieht in der nordischen Sage Brünhild, wenn sie liebend Sigurd's gedacht, ihres Helden Thaten in einem Teppich. Jahrhunderte lang bleibt die unbefüllte Technik dieselbe, nur an der Kleidung der Figuren kann man die Zeit der Entstehung verfolgen. So haben wir aus dem siebzehnten Jahrhunderte die Geschichte der Herodias und die Parabel von den Flügeln und thörichten Jungfrauen (siehe die größere der obigen Abbildungen, nach Tafel III des Werkes), bei denen eine uniforme Handbewegung für alle Charakteristik anstreicht.

Derartige Stücke sind allerdings mehr Curiosa. Von vorbildlicher Wichtigkeit sind dagegen die auf ureinfachen Webstühlen hergestellten Stoffe, deren Reste besonders aus Kissenbezügen alter Kirchen zusammengetragen sind.

Unsere zweite Abbildung (nach Tafel VI, rechts, des Werkes) zeigt uns eines der vielen sehr einfachen, aber sehr geschmackvollen Muster, welche in wenigen Farben, meist Gelb, Braun und Blau, hergestellt sind und welche ihrem Zwecke, einen hübschen und überaus festen Bezug abzugeben, in vollkommener Weise entsprechen. Derartige Muster sind es vornehmlich, welche der neuen Bewegung in Norwegen zu Grunde liegen und welche so eigenartig sind, daß sie auch bei uns sehr wohl benutzt werden können. Bei der Übertragung unserer Industrie mit den hochcultivirten Mustern der großen Kunstschatze thut es recht gut, wenn sie gelegentlich auf diese primitiven Muster zurückgeführt wird, welche sich entweder rein aus der Technik ergeben, oder welche reichere Vorbilder, — wie auf dem obigen Muster, — zur vollkommenen Einfachheit umgestalten. In diesem Sinne wird die sehr sorgsame und dankswerthe Arbeit von Grosch, ganz abgesehen von ihrem culturgeschichtlichen Werthe, auch in der schöpferischen Arbeit außerhalb ihrer norwegischen Heimat mit ernstlichem Dank aufgenommen werden.

Julius Lessing.

*) Altnorwegische Teppichmuster, herausgegeben von der Direction des Kunst-Industrie-Museums zu Christiania, durch H. Grosch. Berlin, A. Führer und Co. Folio, mit neun Tafeln in Hartbendruck.



Altnorwegischer Teppich. Pflanzenmotiv: Gledenblume.



Altnorwegischer Teppich: Die Flügeln und die thörichten Jungfrauen.

Aus „Grosch, Altnorwegische Teppichmuster“.

Gartneria.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagwörtern hin.)

Myrten (128). — Vielleicht sind Ihnen die Myrten-Bäume nicht „trotz aller Pflege und sehr reicher Bewässerung“, sondern gerade infolge dieser „Wasserregelungen“ eingegangen. Denn man kann leicht des Guten zu viel thun, namentlich im Winter, wo sehr viele Pflanzen durch übermäßige Feuchtigkeit zu Grunde geben. Sonst würde ich eigentlich kaum eine Erklärung für Ihre Misserfolge, denn die Behandlung einer Myrte bietet wenig Schwierigkeit. Während der Sommermonate muß man ihr reichlich Bewässerung, womöglich auch dann und wann einen Düngergruß, zufrommen lassen und die Zweige durch Bepfropfen frisch erhalten. Werden die Zweige bei der Zimmer-Cultur lang und hängend, oder zeigen sich gar Schläuche, so thut man gut, stark zurückzuschneiden. Im Übrigen ist das fleißige Entzupfen der jungen Triebe nicht ratsam; man erzielt zwar kräftige, buschige Pflanzen, beeinträchtigt aber die Blütenbildung. Die Gesundheit und das fröhliche Wachsthum der Myrten wird wesentlich befördert, wenn man sie vom Mai bis September in's Freie an einen sonnigen Standort bringen kann. Sollten sich dort ihre Wurzeln so kräftig entwirbeln, daß dieselben durch die Abzugslöcher in den Boden wachsen wollen, so müssen Sie die durchgetriebenen Wurzeln abschneiden, da sonst die Pflanze im Herbst verklummt. Wenn Sie nicht die Möglichkeit haben, Ihrem Pflegling einen Landaufenthalt zu gewähren, so sorgen Sie wenigstens dafür, daß er ja viel frische Luft, wie irgend angeht, erhält. Im Herbst lassen Sie etwas mit Gießen nach, damit die Triebe austreten; im Winter aber gönnen Sie der Pflanze Ruhe, also ein kühles Plätzchen, wo sie nur so viel Nahrung bekommt, wie zu ihrer Erhaltung notwendig ist. Die Myrte erträgt die trockene Stubenvärme nicht; am besten überwintert sie in einem hellen Zimmer bei nur 3 bis 5 Grad Wärme; sie nimmt aber selbst mit einem Plate im Winde oder auch im Keller vorlieb, wenn nur gelüftet wird, so bald die Witterung es gestattet. Bei reichlicher Bewässerung faulen die Wurzeln, die Pflanzen machen ungesunde und schwächliche Triebe und

haben unter Ungeziefer zu leiden. Deshalb gießen Sie im Winter wenig und nur, wenn die Erde fast ausgetrocknet ist. Beim Umpflanzen im Frühjahr erhalten die Myrten eine nahrhafte, doch nicht zu schwere Erde. Die Anzucht junger Pflanzen aus Stecklingen ist mühselig und lohnend, besonders im Mistbeet. Die geeignete Zeit ist der Frühling, aber noch im August können Sie mit Erfolg Ableger machen, die bei richtiger Behandlung auch im Zimmer leicht anwachsen. Nehmen Sie zu Stecklingen recht gesunde Zweige mit gesetztem Holz, und seien Sie dieselben, nachdem die unteren Blätter abgeschnitten sind, in kleine Töpfe mit sandiger Lehm-Erde und gutem Wasserabzuge. Wenn die Ableger feucht und schattig gehalten werden und möglichst lange mit einer Glasblende bedekt bleiben, werden sie Wurzeln fassen und gedeihen. Durch sehr kleine Töpfe, die man nach und nach mit größeren vertauscht, erzielt man Pflanzen mit busigem Wuchs. Hoffentlich werden Sie, wenn Sie diese Ratschläge befolgen, nicht mehr über das Eingehen Ihrer Myrten zu klagen haben, sondern bald mit freudigem Stolze auf Ihre selbstgezogenen Bäumchen blicken können.

Blumenfreundin in Saarburg.

Hyacinthen auf Wasser (XV, 160). — In Bezug auf das Treiben der Hyacinthen ist besonders Folgendes zu beachten: Man wähle harte, feste Zwiebeln mit gesundem Wurzelboden von frühblühenden, vorzugsweise einfachen Sorten. Bei den Gläsern kommt es besonders darauf an, daß sie eine große Halsweite haben; denn der Boden der Zwiebel muß kleiner sein, damit alle Wurzeln in's Wasser wachsen können. Sehr empfehlenswert sind die Gläser mit Einsatz, bei denen beim Nachfüllen jede Beschädigung der Wurzeln vermieden wird. Zum Füllen der Gläser wendet man am besten weiches Wasser an, dem man meist einige Stückchen Holzkohle zufügt. Der Wurzelboden darf aber das Wasser nicht ganz berühren, sondern muß wenigstens $\frac{1}{2}$ Cent davon entfernt bleiben. Nach dem Aufsetzen der Zwiebeln werden die Gläser an einen dunklen, fühlten Ort gebracht, wo sie 8 bis 10 Wochen bleiben müssen. Inzwischen braucht man das Wasser nicht zu erneuern, sondern in Zwischenräumen von 8 Tagen nur soviel nachzugeben, wie verdunstet und verzehrt ist; selbstverständlich muß das nachgefüllte Wasser von entsprechender Temperatur sein. Sobald sich die Zwiebeln vollständig bewurzelt haben und die Blüthen sichtbar werden, kann man die Gläser aus dem Keller nehmen, thut aber gut, um einen allzu schroffen Wechsel zu vermeiden, sie zunächst noch einige Tage in ein ungeheiztes Zimmer zu legen und mit einer undurchsichtigen Papierdose zu bedecken. Dann bringt man sie nach und nach in's Wohnzimmer und läßt ihnen reichlich Luft und Licht zu Theil werden, wodurch die Schönheit und Harbenpracht der Blumen erhöht wird. Meist ist die Veranlassung zum Steckenbleiben, daß man die Gläser zu früh aus dem Keller nimmt, ehe die Bewurzelung genügend erfolgt ist.

L. S. in Meißen.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Erziehungs-Anstalt. — Gibt es in Wien oder Budapest ein Institut (Schule, Pensionat), ähnlich demjenigen in Hirszgarten bei Coepnick, von dem in Nr. 25 der Illustrierten Frauen-Zeitung die Rede war, in welchem jungen Mädchen aus höheren Gesellschaftskreisen Unterricht in der Hand-Industrie (Handarbeiten) ertheilt wird?

M. v. K. in B. (Slowenien).

Holzarbeits-Vorlagen. — Ich suche vergeblich nach einer Anleitung und Vorlagen für Arbeiten aus Roh-Holz (d. h. Ästen und Zweigen), zur Anfertigung von Blumentöpfen u. dgl. Ist vielleicht eine Muttererin im Stande, mir eine solche Adresse anzugeben?

Frau St. in Luzern.

Gesinde-Belohnung. — An wen hat man sich zu wenden, um für ein Mädchen, welches zehn Jahre in einer Familie gedient hat, eine Prämie zu erlangen?

B. in Königswusterhausen.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagwörtern hin.)

Braune Beize für Holzgegenstände (160). — Um eine schöne, dauerhafte braune Beize zu erhalten, mache ich von übermanganfauln Kali eine sehr starke Lösung, die nicht mehr rosa, sondern dunkel aussieht, und bestreiche mit derselben die betreffenden Gegenstände mittels eines Pinsels oder Löffchens einige Male, bis sie den gewünschten Ton erhalten haben. Je nach der Stärke der Lösung und der Wiederholung des Anstrichs lassen sich die verschiedensten Röntgenen vom lichtesten bis zum tiefdunkelsten Braun erzielen. Dabei stellt sich diese Beize, die vollkommen echt ist, ungemein billig. Einige Flecke an den Fingern können leicht durch Citronensaure beseitigt werden. Sobald das Holz vollständig trocken ist, gebe ich ihm durch Wachsen einen matten Glanz. Früher benutzte ich Terpentin, um das Wachs aufzulösen (siehe Nr. 27 des vorigen Jahrganges); jetzt wende ich ein Verfahren an, das noch bequemer und weniger feuergefährlich ist. Ich lege nämlich ein Stück weißes Wachs von der Größe einer Wallnuß in eine kleine Oberfläche voll Benzin und lasse dieselbe gut zugedekt einige Zeit stehen, bis sich das Wachs im Benzin von selbst aufgelöst hat. Mit dieser Mischung, der man nach Bedarf Wachs oder Benzin hinzufügen kann, bestreiche ich das Holz mittels eines breiten Vorleppens; dann bearbeite ich es längere Zeit kräftig mit einer harten Bürste, damit das Wachs eingerieben wird und die Holzfläche sich nicht mehr fleißig anfühlt. — Für kleinere Arbeiten habe ich in letzter Zeit Brunolein verwendet und damit sehr schöne Erfolge erzielt. Diese Flüssigkeit, welche die Wirkungen der Beize und des Wachses in sich vereinigt, sodass man also Zeit und Arbeit spart, wurde mir in München, wo man sie auch besonders gut erhält, empfohlen. Es gibt helles und dunkles Brunolein; ersteres verleiht dem Holze kaum eine Färbung; der Ton erscheint vielleicht je nach dem verwendeten Holzart verschieden nuanciert, bald in's Gelbliche, bald in's Braue oder Grüne spielend. Bei Benutzung des dunklen Brunoleins erhält man eine mehr oder weniger tiefbraune Farbe, je nach der Stärke des Auftrages, der mit einem Löffchen oder Pinsel vorgenommen wird. Durch kräftiges Reiben mit einer Bürste bekommen die Gegenstände ohne Anwendung von Wachs einen matten Glanz. Marie H., Berlin.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild.